Sächsische
35 8°
9423
Landesbibl.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Vogtland

Vogtland

SLUB
Wir führen Wissen.

Vogtland

TEXT VON HERMANN HEINZ WILLE

FOTOGRAFIERT VON WILLY PRITSCHE

SACHSENVERLAG DRESDEN

(1961)

Sächsische
Landesbibliothek
13. OKT. 1961
Dresden

p

Spitzen, Tülle, Schwermaschinen

Dies, um ehrlich zu sein, vorweg: Bisher war ich darauf bedacht gewesen, jene Stadt ohne längeres Verweilen zu passieren. Die fremde Großstadt, die sich, am Schienenstrang zwischen Berlin und München gelegen, den Reiselustigen bescheiden genug als „Ausgangspunkt für den Besuch des Vogtlandes" empfahl, lockte den Großstädter nicht. Allzunah wußte er sich im Schatten ihrer Mauern, vierzig D-Zug-Minuten vom Bayrischen entfernt, dem Endziel seiner Wanderfahrten, den malerischen Kleinstädten im Frankenland, dem burgenreichen Saaletal, den versonnenen Dörfern in den Bergen und Wäldern des Elstergebirges. Später – nach dem Kriege, der tief ins deutsche Herzland griff – empfand ich beim Aufklingen dieses Städtenamens ein unbestimmbares Gefühl. Es schreckte mich, in den Trümmern und Ruinen der Stadt nach ihrem Antlitz zu suchen, das sie in der Nacht des Grauens verloren hatte. Darüberhin ging manches Jahr ins Land . . .
Als die Begegnung mit der „Unbekannten" unaufschiebbar in die Nähe rückte, erwog ich, sie an einem ihrer festlichen Tage im Sommer zu besuchen. Einem Tag, an dem mir die Menschen mit frohgestimmten Gesichtern, die Häuser mit geschmückten Fassaden begegnen würden. Ich wollte im Trubel des traditionellen „Spitzenfestes" untertauchen. Der Kalender, in dessen Spalten sich der selbstgewählte Reisetag mit einem vorbestimmten Termin überschnitt, fügte es anders, fügte es besser. Ich sollte die Stadt und ihre Menschen so kennenlernen, wie sie wirklich sind, in ihrer nüchternen Alltäglichkeit, an einem gewöhnlichen Sonnabend im August. Auf meiner Fahrkarte und dem Stationsschild des Zielbahnhofes stand: Plauen.

Das lärmende, quirlige Gewoge des Wochenend- und Ferienreiseverkehrs, das den Bahnsteig erfüllte, zog mich in seinen Strudel. Ein Dutzend Stufen hinab, einen Tunnel hindurch, schoben und drängten die Reisenden auf den Bahnhofsvorplatz hinaus. Erst am Rande des Platzes, die Fahrkarte noch in der Hand, fand ich Zeit zum Verschnaufen. Mein Blick fiel auf eine Holztafel mit der Inschrift: „VEB Bau (St) Plauen stellt ein: Maurer, Zimmerer, Dachdecker, Ofensetzer, Fliesenleger, Maler..." Ein Stellenangebot wie viele auf den vielen Bauplätzen der Republik und – mehr als das. Aus dem prosaischen Text auf der hölzernen Tafel, die keine Girlanden umrankten, sprachen den Besucher durch den Mund der Gegenwart die Vergangenheit und die Zukunft Plauens an. Ein eigenwilliges, optimistisches „Willkommen", das mir wie ein Symbol erschien. Ich kehrte den klingelnden Straßenbahnen, den abfahrtbereiten Omnibussen und Taxen den Rücken und schritt zu Fuß der Stadt entgegen.

Zwei Grundfarben – oder doch richtiger drei – beherrschten, vielfältig gestuft und abgetönt, das ineinander verwobene Stadt- und Landschaftsbild: Grau, Grün und Blau. Tastenden Fingern gleich, schoben sich aus den Niederungen der Weißen Elster und des Syrabachs graue Häuserzeilen auf die Hügel und Pöhle der Umgebung hinaus. Tastenden Fingern gleich, zwängten sich die grünen Vorpostenschwärme des Waldes zwischen die Baufluchten der Häuserblöcke. Selbst aus dem Weichbild der Stadt, neben Kuppeln, Schornsteinen und Türmen, ragten grünbemützte Kuppen empor. Von dunkelgrünen Waldrüschen besäumte Bergrücken und Höhenzüge umgrenzten den fernen, blaudunstigen Horizont. Ihre seit Menschengedenken ausgeprägten Konturen trugen einen neuen Zug. Weithin sichtbar leuchteten im Sonnenlicht die spitzkegeligen Schachthalden der Bergbaureviere.

Auf den Grünflächen der Oberen Bahnhofsvorstadt spielten zwei Jungen Federball, feierten ein paar kleinere Mädchen irgendeines ihrer phantasievoll-kindlichen Puppenfeste, Puppenhochzeit oder Namensgebung; ahnungslos und unbeschwert, als sei ihr Spielplatz immer schon eine Wiese gewesen. Und der Himmel über ihnen war hoch und weit und blau. Seinen äußersten Rand nur querten feingefiederte Federwolken. Die trällernde Fröhlichkeit der Kinder widersetzte sich der schmerzvollen Rückbesinnung auf die leidvolle Aprilnacht des Jahres 1945, in der Phosphorbrände und Sprengbomben drei Viertel der Stadt zerstörten . . .

Um der Erinnerung an Plauens dunkelste Vergangenheit zu entrinnen, versuchte ich, in seine älteste Vergangenheit hinabzusteigen, kramte ich in Gedanken alle bemerkenswerten Daten und Taten der Stadt- und Landschaftsgeschichte hervor, die ich mir vor Reiseantritt zusammengetragen hatte. Die Vorstellung, daß sich im Eiszeitalter der Erde Mammuts, Nashörner, Wildpferde, Wisente und Riesenhirsche in der Plauener Pflege getummelt, daß auf dem Bärenstein gegenüber dem Bahnhof dereinst richtige Höhlenbären gehaust haben sollen, hätte vermutlich sogar die spielenden Kinder belustigt. Dabei sind Fundaufschlüsse in Sachen Ur- und Frühgeschichte höchst ernsthafte, beweiskräftige Dinge. Die Wissenschaft des Spatens förderte auch einige jungsteinzeitliche Werkzeuge zutage, die vermuten lassen, daß unser Wandergebiet bereits zwei- bis dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung eine gewisse Bedeutung als Durchzugsland besaß.

Etwa dort angelangt, wo sich die Bebauungslücken der Oberen Bahnhofsvorstadt schließen, wo das Gewesene im Gebliebenen sich dem Heutigen verbindet, stieß ich auf ein Hemmnis anderer Art. In meiner Repetition spiegelte sich die tausendjährige Lücke, die in der vogtländischen Geschichtsschreibung zwischen Bronze- und Slawenzeit klafft. Erst mit den slawischen Siedlern vom Stamme der Sorben, die dem fruchtbaren Boden in den Tälern und Mulden ihre Nahrung abgewannen, spricht uns das Vergangene deutbarer an. Die Karte des ehemaligen Grenzgaues „Dobna“ – wie die Slawen das Kernstück des später von den Vögten beherrschten Landes benannten – weist mehr als ein halbes Hundert noch heute gebräuchlicher Orts-, Flur- und Flußnamen slawischen Ursprungs auf. Ein Beispiel für viele (und seiner romantischen Gründungssage zum Trotz), der „Vicus Plave“ – Plauen!

Je näher ich der Innenstadt kam, je mehr der Verkehr sich verstärkte, desto dünner geriet mir der historische Faden. Beim Anblick des prächtigen „Barbiersalons“ der genossenschaftlichen „Figaros“ bekam er den ersten Riß, vor dem großstädtisch-modernen Lichtspieltheater „Capitol“ den zweiten. Beim Studium der Spezialitätenkarte der benachbarten Milchbar, beim Rundgang durch den quicklebendigen Selbstbedienungsladen „Quick“ entglitten mir die Fadenenden ganz. Mit ihnen verlor ich die Befangenheit vor der unbekannten Stadt, die mir hier, wo sich die Häuser Schulter an Schulter in die Höhe zwängten, fast vertraut erschien. Grau und schmal-

brüstig wie die Menschen, die sie in den „Gründerjahren“ bewohnten, erinnerten mich die Altbauten an die Mietskasernen im alten Chemnitz. Die Straßenpassanten, die in endloser Kette an den Schaufenstern vorüberzogen, waren zumeist von fülligerer Gestalt als die Zeitgenossen der sogenannten „guten alten Zeit“ . . . Wer sich in der Stadt halbwegs umgesehen hat, glaubt zu ahnen, warum die Plauener Straßenbahnen bevorzugt ohne Anhänger fahren . . . Ihre elfenbeinfarbenen Triebwagen rollten durch die steil abfallende Bahnhofstraße mit regelrechtem „Fallwind“ zu Tal. Der Luftsog machte im Modesommer der knielangen Röcke und der Petticoats auf eigene Weise für die Plauener Spitze und die modischen Erzeugnisse der Volkseigenen Betriebe „Goldnadel“ und „Dako“ Reklame und lief den Schaufensterdekorateuren des Konsumwarenhauses am Postplatz den Rang ab.

Zu Füßen der Bahnhofsstraße herrschte noch bunteres Gewimmel als auf ihrem Scheitel. Rings um den länglichen, im Volksmund „Tunnel“ genannten Platz, der den Syrabach überbrückt, schien sich halb Plauen für den sonnabendlichen Einkaufsbummel zu stärken. Von lieblichen Düften umwoben, brutzelten Brater auf dem Rost. Daneben wurden Erdnüsse geröstet. Am Selbstbedienungsstand für Obst und Gemüse prüften Hausfrauen mit Kennerblick und geübtem Griff die Pflaumen für den Sonntagskuchen. Was ich im Näherkommen für das „Herz der Stadt“ gehalten hatte, entpuppte sich beim Nahesein als einer ihrer „Mägen“. Es hätte mich kaum überrascht, an der nächsten Ecke einen safttriefenden Ochsen am Spieß zu entdecken. Hatte doch schon Goethe in seinem Reisetagebuch über den kurzen Plauener Aufenthalt vom Sommer 1795 hervorgehoben: „Der Ort ist nahrhaft und hat schöne Musselinefabriken . . .“

Doch den Ochsen blieb mir Plauen schuldig. An besagter Ecke hatte Fortuna ihre Zelte aufgeschlagen. Ein lederbehoster Dreikäsehoch gewann auf Anhieb eine Schachtel – Zigaretten. Ein grämlich dreinblickender älterer Herr, einen Strohhut auf dem Kopf, griff zögernder, aber dafür gleich dreimal in den Loskasten der Aufbautombola. Ihm bescherte die launische Glücksgöttin eine Schachtel – Bonbons und als Zugabe zwei Nieten. Der Mann betrachtete die Schachtel brummig von allen Seiten, knüllte die Zettelchen ärgerlich zusammen. „Schimpfn Se net“, sagte der Losverkäufer gemütlich. „Be uns gewinnt halt aa jeder. Aaner vun ne Hauptgewinne

werd der neie gruße Kreisvorkehrsplatz dohier sei!“ Mir wurde eine ähnliche Antwort zuteil, und mir gefiel sie. Sie stimmte mit dem Willkommensschild der Plauener Bauleute auf dem Bahnhofsvorplatz prächtig überein. Und die Stadt, die in ihrer Alltäglichkeit so voller Leben war, gefiel mir auch. Selbst der rohgefügte, spitzbedachte Turm auf der gegenüberliegenden Straßenseite, dem man sein Alter ansah, diente dem pulsenden Verkehr. Gehorsam hielt er die Oberleitungen für die vorüberkurbelnden Straßenbahnen. Eine junge Schaffnerin, die ich nach Namen und Herkunft des Bauwerkes befragte, antwortete burschikos: „Mann, den kennen Sie nicht, nie etwas vom Nonnenturm gehört?“ Und schon im Anfahren rief sie mir vom Trittbrett aus noch zu: „Die frommen Mädchens von Anno dazumal haben’s mit den Bußregeln des heiligen Dominikus gehalten!“

Die Umstehenden lachten, verstummten aber sogleich, als ich selber mit zu lachen begann. „Tja, die Jugend von Heute!“ entrüstete sich neben mir eine grämliche Stimme. „Oberschüler schaffnern bei der Straßenbahn . . .“ Die Stimme gehörte dem Manne mit dem Strohhut auf dem Kopf, den Bonbons im Mund und dem Ärger über die Nieten im Herzen. Wortreich bemitleidete er die Geschicke des Nonnenturmes, den ich vor dreißig Jahren hätte sehen sollen, als er noch dem wohlrenommierten „Tunnel“-Restaurant zur Zierde gereichte. Mitten im Satz, der mit einem betonten „Damals“ begann, entführte die Straßenbahn nach Haselbrunn den redseligen Alten von meiner Seite. Vielleicht, so sann ich ihm nach, daß er mir doch noch hatte sagen wollen, welcher Anstrengungen es „damals vor dreißig Jahren“ bedurfte, den Nonnenturm vor der Spitzhacke zu bewahren, und daß er nun also zur Zierde des neuprojektierten Ringplatzes ausersehen war. Dem einen fällt eben der Schritt aus dem Gestern ins Heute, das Bekenntnis zur Gegenwart schwerer als den anderen.

Mißmutig zuerst, dann nachdenklich geworden, stand ich im Zentrum der Neustadt vor den Türmen und Mauern der Altstadt. Auch das ein Widerspruch – wenngleich von andrer Art –, der mich einsehen ließ, daß ich den Faden der Historie zu früh verloren, zu leichtfertig aus der Hand gegeben hatte. Mit stummer Nachdrücklichkeit wiesen mich die Reste der mittelalterlichen Stadtbefestigung durch die Klostergasse nach Sankt Johannis hinauf.

Man sieht der vom Kunstempfinden verschiedener Epochen geprägten Gestalt der St.-Johannis-Kirche, durch die barocken Zwiebelkuppen auf den beiden Vierkanttürmen beträchtlich verjüngt, ihr hohes Alter kaum an. Dafür sind die Worte ihrer lateinisch abgefaßten Stiftungsurkunde aus dem Jahre 1122 beredter als das graue Gestein. Die Stiftungsurkunde stellt das älteste Schriftzeugnis zur Stadtgeschichte Plauens und zur Besitzergreifung des Gaues Dobna durch die Deutschen dar. Zitieren wir aus ihr einige der wichtigsten Sätze: „. . . Nach dem Zeugnis des Propheten wird der Gerechte in ewigen Angedenken bleiben und das Gedächtnis der Gottlosen umgekehrt mit Donnern untergehen. Deswegen billigen wir die frommen Taten der Christgläubigen als lobenswert . . . Adelbertus, Graf von Everstein, durch edelfreie Geburt und Reichtum mächtig, hat zur Vergebung seiner Sünden auf unsere Ermahnung hin im Gau Dobna, der seiner Botmäßigkeit unterstand, eine Kirche zu Ehren des allmächtigen Gottes und der glückseligen Gottesmutter Maria und des Heiligen Johannes des Täufers errichtet und von uns weihen lassen . . . Auf seine Vermittlung hin haben wir . . . über die Einwohner den Priester Thomas . . . gesetzt, der sie von dem Irrtum des Heidentums noch völliger abbringen und dem Weg der Wahrheit vollkommen zuführen soll . . .“

Des frömmelnden Beiwerks entkleidet, wird aus der Stiftungsurkunde ersichtlich, unter welchem Vorwand, unter wessen Zeichen und von wem die slawische Bevölkerung des Gaues Dobna, die ein halbes Jahrhundert dem deutschen „Drang nach dem Osten“ gewehrt hatte, während der zweiten Etappe der Ostexpansion gewaltsam unterworfen, ihrer Kultur, ihrer Religion und ihres Landes beraubt wurde. Und der „durch edelfreie Geburt und Reichtum“ Mächtigen und Selbstgerechten, die durch „fromme Taten“ Vergebung ihrer Sünden und eine Vergrößerung ihrer Besitztümer erhofften, gab es im Reiche der Salier und Staufer viele.

Den Grafen von Everstein, die als Lehensträger des Reiches unweit der Kirche in ihrem festen Haus über der Elster saßen, folgten als Reichsministeriale die Vögte von Weida. Zu Vögten auch über ihren Nachbargau Dobna bestellt, konnten sie die Besiedlung lebhaft vorantreiben und sich dadurch ein Territorium als Grundlage ihrer Herrschaft errichten. In geschickter Ausnutzung der zwischen den deutschen Kaisern und den Landesfürsten geführten Machtkämpfe gelang es den Vögten, aus

SLUB
Wir führen Wissen.

dem Vasallenstand zu edelfreien Landesherren aufzusteigen und das von ihnen bevogtete Gebiet zu einer eigenständigen Landesherrschaft zu erheben. Für die Zurschaustellung ihrer neugewonnenen Machtfülle und ihres unersättlichen Machtbegehrens waren den „Heinrichingern“ die Eversteinschen Gemächer zu eng, verlangte es ihnen nach einem prächtigeren, mächtigeren Sitz. Von der Historie an die Hand genommen, ließ ich die St.-Johannis-Kirche und das sogenannte „Eversteinsche Schloß“ hinter mir und spazierte am jenseitigen Ufer des Syrabaches die Straße mit dem trügerischen Namensschild „Hradschin“ bergwärts, wohl wissend, daß mich, oben angelangt, keine Karlsburg, kein Veitsdom und keines der vielen Palais' erwarteten wie den Besucher des weltberühmten Hradschins zu Prag. Nur Grundriß, Lage und der in einer ihm fremdgewordenen Umgebung müßig verharrende sechzehneckige Turm künden noch davon, daß die Vögte von Plauen einen günstigeren Baugrund als den über der alten Elsterfurt anstehenden Bergsporn nirgends finden konnten. Hier, am Schnittpunkt der alten Durchzugsstraßen, deren Verlauf die Hauptrichtungen der deutschen Einwanderung bestimmten, war es ihnen ein leichtes, die dritte Etappe der Eroberung des Dobnagaues, die sogenannte „Kolonisation“, maßgeblich zu beeinflussen.

Auf dem nordwestlichen Weg und dem Elsterlauf folgend, kamen unter Führung von Feudalherren und Lokatoren die thüringischen Siedler ins Land. Länger waren die Planwagenkolonnen der ostfränkischen Bauern, welche für ihren Treck die berühmte, über Hof, „Plawe“, „Kempnitz“ und Freiberg nach Polen führende „Frankenstraße“ bevorzugten. Die bayrischen Kolonisten, denen die Bischöfe von Regensburg eingeredet hatten, jenseits des Elstergebirges gebe es ein bequemeres, freieres Leben als in der Oberpfalz, gingen andere Wege. Sie benutzten die aus Böhmen aufsteigenden, durch das Elster- und Aschbach-, Rauner- und Schönbachtal ins Land der Vögte führenden Straßen. Die Spuren ihrer Schritte und Karren, ihrer Rodehacken und Äxte lassen sich – denen der slawischen Siedler gleich – bis auf unsere Tage durch die Landschaft hin verfolgen. Für die ostfränkischen Neusiedlungen sind die Ortsnamen mit der berühmt gewordenen Endung „-grün“ charakteristisch, die den Kreis Auerbach zum „grünsten“ des Vogtlandes werden ließen. Die Oberpfälzer brachten wohl die auf „-reuth“ endenden Ortsnamen mit, die sich im

Kreise Oelsnitz häufen. Dazwischengestreut finden wir allgemeinkolonisatorische und thüringisch-sächsische Ortsnamen, mit Endungen wie „-rode“ oder „-dorf“, „-berg“ und „-thal“. Auch in der mundartlichen Umgangssprache heben sich die Besiedlungsgrenzen hörbar voneinander ab, kann man den gebürtigen Plauener vom Reichenbacher, den Auerbacher vom Oelsnitzer, den Markneukirchener vom Klingenthaler unterscheiden.

Daß die Sorben wenig Neigung zeigten, die anrückenden Siedler und Kuttenträger mit offenen Armen zu empfangen, spricht aus der großen Zahl der von den deutschen Feudalherren zum Schutze der Ein- und Durchzugsstraßen, der Pässe und Flußübergänge angelegten Wasser- und Höhenburgen. In beinahe regelmäßiger Entfernung umstanden sie ehedem als wehrhafte Trabanten den Vogtsitz zu Plauen; Schild und Schirm der Marktflecken und aufblühenden Städte. Im 12. Jahrhundert finden wir auch die festen Plätze Reichenbach, Netzschkau, Mylau zum erstenmal urkundlich erwähnt. Elsterberg, Schöneck und Oelsnitz mit Voigtsberg rückten im Jahrhundert darauf ins Licht der Geschichte. Ihnen folgten – um nur einige zu nennen – Falkenstein (1267), Markneukirchen (1274), Auerbach (1282) und Adorf (1290). Von den Komturen, den Ritter- und Priesterbrüdern des Deutschen Ritterordens der Komtureien zu Plauen, Reichenbach, Adorf und anderer Städte unterstützt, wachten die Vögte von Plauen darüber, daß die landgesessene Ritterschaft nicht zu stark, die sich rasch entwickelnden Städte nicht zu eigenmächtig wurden. Die von ihnen praktizierte Politik, die von ihnen geschlossenen Bündnisse, die von ihnen geführten Kämpfe, ja, sogar die von den „Heinrichingern“ eingegangenen Ehen – alles hatte der Festigung und Ausweitung der vögtischen Hausmacht zu dienen. Das ging auf Kosten der unteren Volksschichten solange gut, bis sich die benachbarten markmeißnisch-thüringischen Landesherren, die hohenzollerschen Burggrafen von Nürnberg und die Könige von Böhmen um die Mitte des 14. Jahrhunderts anschickten, die üppig aufgeschossene Macht der Vögte blutig zu verschneiden.

Das Raubnest Burg Elsterberg wurde von Erfurter Bürgern belagert und zerstört. Mylau, Reichenbach und Schöneck mußten sich den Böhmerkönigen unterwerfen. Voigtsberg ging mit den Städten Oelsnitz, Adorf und Markneukirchen auf die Seite der Wettiner über. Dies sollten nicht die einzigen Abgänge bleiben. Die Reforma-

tion, der vogtländische Bauernaufstand und der Schmalkaldische Krieg versetzten der miteinander versippten und verschwägerten „Heiligen Dreifaltigkeit“ – Kirche, Vogtsmacht und Ritterorden – noch empfindsamere Schläge. Ihr Nachhall rief mir eine andere Szene vor Augen: im Schatten des Roten Turmes sah ich Gestalten und Geschehnisse einer längst vergangenen Zeit.

Von dieser Warte aus mochte am 2. Mai 1525 der Schösser Peter Wenigel, furchtzitternd und schreckensbleich, dem von der Stadt herübertönenden Waffenlärm und Geschrei gelauscht haben. Man bedenke: Plauens Bürger „erdreisteten“ sich, das Kloster der Dominikanermönche niederzureißen, auszuräuchern wie einen verpesteten Stall! Wenige Tage darauf bezogen die vogtländischen Bauern, mit Morgensternen, Sensen und Kriegsdrischeln bewaffnet, das Heerlager an der Possig. Ausgestreut von dem rebellischen Oelsnitzer „Bauernprediger“ Bartholomäus Kraus, gingen in den Dörfern die aufrührerischen Artikel Thomas Müntzers von Mund zu Mund. Der Schösser ahnte, was die Stunde geschlagen hatte. In ängstlicher Hast ließ er die Hakenbüchsen richten, schickte er zum „Kandelgießer“ nach Büchsenkugeln, schickte er um Beistand und Hilfe an des Kurfürsten Hof. Am Sonnabend nach Johannis (1. Juli 1525) ritt Kurfürst Johann von Sachsen mit seinem Gefolge nach Sankt Johannis hinauf, um in der von den Eversteinern gestifteten Kirche Gerichtstag über die Bauern zu halten. Das Amen zum kurfürstlichen Strafgericht sprachen die Brüder vom Deutschritterorden, deren letzter Komtur als erster lutherischer Pfarrer die Kanzel bestieg. Die neuen Landesherren waren nicht besser als die alten, deren burgartiges Schloß beim großen Stadtbrand des Jahres 1548 in Schutt und Asche sank. Das kommende Jahrhundert, das Europa in den Dreißigjährigen Krieg stürzen sah, der den armen Vogtländern in der Person des Generals Holk einen ihrer ärgsten Schinder und die Pest bescherte, sah die neuen „Fürsten von Plauen“ – statt auf Burgen und Schlössern – in den Gilden- und Patrizierhäusern, in den Kaufmanns- und Handelskontoren der sich zum wirtschaftlichen Mittelpunkt des Vogtlandes entwickelnden Stadt residieren.

Hinter dem schweren zweiflügeligen Tor des Hauses Nr. 9 der Nobelstraße in Plauen, der früheren Judengasse der Stadt, umfingen den Eintretenden angenehme

Kühle und wohltuende Stille. Die breite Einfahrt dämmerte im Halbdunkel. Der Wirtschaftshof lag mit Lagerräumen und Stallungen – zum Mißvergnügen einer hungrigen Spatzenbande – leer und verlassen. Eine in den Angeln pendelnde Tür lockte Blick und Schritt in ein überwölbtes Kaufmannskontor. Zwielicht, Stille und Einsamkeit auch hier. Auf dem Schreibpult neben dem Fenster spreizte sich ein großmächtiger Foliant vom Format einer alten Bibel – das Hauptbuch der Firma Baumgärtel, „Baumwollwaren en gros". Auf seinen vergilbten Seiten tummelten sich naseweise Sonnenstäubchen. Was lag näher, als Revisor zu spielen, mit dem Finger die spinnbeinigen Schriftzeichen und Zahlenkolonnen entlangzufahren, die Zuverlässigkeit der Buchführung, die Kreditwürdigkeit des Unternehmers und seines Unternehmens zu prüfen? Posten um Posten visitierend und revidierend, begannen vor meinen Augen die Zahlen zu tanzen. Das Florgeschäft des Herrn Baumgärtel florierte. Kaum war ein Warenzug aus Genua zurückgekehrt, ging schon der nächste nach Konstantinopel auf die Reise. Andere waren nach Zarizyn und Dorpat unterwegs, wurden aus Bordeaux, Lyon, Amsterdam zurückerwartet. Die buntscheckige Landkarte über dem Schreibpult zeigte die Straßen zu Lande und zu Wasser, auf denen die „Plauische Ware" in alle Welt hinausging. Die dürftig-schmalen Geldkatzen der Fuhrleute, die auf dem Fenstergesims lagen, und die schweren eisenbeschlagenen Geldtruhen des Handelsherrn, die in einer Gewölbeecke standen, verrieten ihren Teil. Verständlich, daß der Baumwollwarenhändler bei Lebzeiten niemand in seine Bücher sehen ließ; keinen von der Steuer und von den Fuhrleuten und Lohnarbeitern gleich gar keinen. Doch gerade das macht die Stätten der Baumgärtelschen Betriebsamkeit und ihres Wohllebens, macht das darin eingerichtete „Vogtländische Kreismuseum" für die Besucher so interessant. Es regt dazu an, den Quellen des Reichtums nachzuspüren, Partei für jene zu ergreifen, die den Reichtum schufen, den andere verpraßten . . .

Die ökonomische Bedeutung der vogtländischen Textilindustrie datiert nicht erst aus Baumgärtels Zeiten, sie wurzelt tief in den geschichtlichen Vorgängen des Mittelalters, in ihrer Entwicklung und Blüte von der Natur des Landes maßgeblich beeinflußt. Einfacher gesagt: Die von den vogtländischen Bauern betriebene Schafzucht begünstigte das Tuchmachergewerbe in den Marktflecken und Städten. Schon

SLUB
Wir führen Wissen.

zu der Zeit, da die Wettiner den Vögten von Plauen die Macht zu entreißen versuchten, wurde die Ware der Tuchmacher von Plauen, Reichenbach, Lengenfeld und Oelsnitz auf den großen Messen und Märkten des Kontinents gehandelt. Wer sich damals vom Süden her der Stadt näherte, dem entboten – wie der bekannte Stich von Merian zeigt – die in der Elsteraue klappernden Walkmühlen, die am Hang zwischen Eversteinschem Schloß und Johanniskirche aufgestellten Tuchrahmen, die von den Färbern und Bleichern auf den Elsterwiesen ausgelegten Stoffe den ersten Gruß.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts führten die süddeutschen Kaufleute, in deren Händen sich auch das vogtländische Handelskapital konzentrierte, eine entscheidende Wandlung herbei. Die neue, von ihnen importierte „Modefaser" hieß: Baumwolle; die neuen, von ihnen in Auftrag gegebenen „Modeartikel" hießen: Schleier, Turbane (Türkenbunde) und Halskrausen. Halskrausen vor allem. Welche meisterlichen Leistungen die Weber der luftig-duftigen Gespinste dabei vollbrachten, zeigen die Gemälde der altholländischen Schule. Als unübertreffliche Chronisten der Mode schufen Rembrandt und Rubens, van Dyck und Frans Hals die für das 16. und 17. Jahrhundert typischen mühlradgroßen Halskrausen in haarfeinen Pinselstrichen aufs neue nach. Mit Halskrausen schmückten sie die Porträts ihrer Frauen, die Bildnisse von Heerführern und Monarchen. Mit Halskrausen verdeckten und umhüllten sie – nach Wunsch und Bedarf – die fülligen oder schlaffen Hälse von Bürgermeistern und Ratsherren. Die „Schützenstücke" des Cornelis van der Voort und die „Regentenstücke" von Werner van Valckert, die man in den gebräuchlichen Kunstgeschichten abgebildet findet, könnten dem Musterkatalog der Schleierherren von der Elster entnommen sein.

Die Plauener Kaufleute wußten wohl, was ihre Nürnberger Vormundschaft an den „Schlören" aus Plauen verdiente. Bevor das Jahrhundert vom Kalender ging, das den Abstieg der Plauener Vögte besiegelt hatte, erlebte es den Aufstieg der Plauener Schleierherren. Ihr Privilegium: die in den letzten Tagen des Jahres 1600 aufgestellte Schleierordnung. Doch kaum waren die Nürnberger abgeschüttelt, da traten die Leipziger Handelsherren in Aktion. Sie forcierten im Vogtland die Herstellung von handfesteren Baumwollgeweben, von Barchent und Kattun. In Netzschkau und Adorf gesellte sich die Fabrikation von Köper und Musselin, in Lengenfeld die von

Batist und Mull hinzu. Die Plauener Schleierherren sahen dem Siegeszug der von den Webern verfluchten „Teufelsfaser“ nicht tatenlos zu. Begierig griffen sie die neuen Produktionszweige auf, titulierten sich hinfort „Baumwollwarenhändler“, zogen geschickte Kattundrucker aus Nürnberg, Regensburg und Augsburg ins Land und eroberten sich mit „heimischer“ Ware den Leipziger Markt zurück. Für die kleinen selbständigen, von den Zunftverfassungen eingeengten Handwerksmeister war es unmöglich, bei diesem erbitterten Kräftemessen mitzuhalten. Es gelang nur wenigen, sich in dem von den Großkaufleuten und Verlegern beherrschten frühkapitalistischen Wirtschaftsgefüge einen Platz zu sichern. Hunderte wohlangesehener Zunftmeister gerieten in ein Bettlerdasein, während der Übergang vom Manufakturwesen zum Fabriksystem, das die Produktionsmittel in den Händen einer dünnen Oberschicht vereinigte, die Baumgärtels und ihresgleichen – die „Vögte des 18. Jahrhunderts“ – auf dem Gipfel ihrer Wirtschaftsmacht sah.

Ein sichtbarer Abglanz von den in der alten Lokalgeschichtsschreibung gepriesenen „goldenen Zeiten Plauens“ ist im Festsaal des Baumgärtelschen Hauses erhalten geblieben. Unwillkürlich verhielt die vor mir die Treppen hinaufgestiegene vielköpfige Besuchergruppe – Urlauber wie es schien – an der Schwelle des im Louis-Seize-Stil gehaltenen Saales den Schritt. Ihre Flüstergespräche verstummten. In der kristallenen Traube eines venezianischen Leuchters brach sich tausendfältig das durch die hohen Fenster einströmende Licht. Sein Glitzern und Gleißen aber stimmte nicht froh. Es machte das Dunkel noch dunkler, in dem zu Plauens „goldener Zeit“ fast 10 000 vogtländische Weber, von zwei Dutzend Plauener Baumwollfürsten ausgebeutet und ausgesaugt, ihr licht- und freudloses Dasein fristeten. In diesem Saal, der wohl den schönsten Bürgersälen seiner Zeit zugerechnet werden muß, huschte mir ein abwegiger Gedanke durch den Sinn. Ich stellte mir vor, wie sich in seiner Mitten, sagen wir in einer goldenen Schale auf rotsamtenen Kissen, der damals übliche Wochenlohn einer Weberfamilie ausnehmen würde. Die Diskrepanz zwischen Lohn und Profit bildete eine der Ursachen, die zum ersten Arbeiteraufstand in Plauen, zum Weberaufstand von 1799, führte. Sein Ausgang unterschied sich nur wenig von dem ein halbes Jahrhundert später ausgebrochenen Hungeraufstand der schlesischen Weber, dem Heinrich Heine und Gerhart Hauptmann in ihren Werken ein un-

vergeßliches Denkmal setzten. Hier wie dort, im Vogtland wie in Schlesien, wurden zur Niederschlagung des „Aufruhrs“ Infanterie und Kavallerie eingesetzt. Der Kurfürst von Sachsen fühlte sich stark genug, die ausgemergelten Weber mit Waffengewalt mundtot zu machen. Die bald darauf von Napoleon über das europäische Festland verhängte Kontinentalsperre abzuwenden, welche die vogtländische Baumwollindustrie – durch den Ausfall der englischen Garnimporte – an den Rand des Ruins drängte, gebrach es dem Monarchen an Klugheit und Kraft. Doch die Plauener Unternehmer trugen dem Franzosenkaiser seine politische Maßlosigkeit, dem Sachsenkönig sein politisches Unvermögen nicht nach. J. Chr. Kanz, Baumgärtels Nachbar in der Judengasse, rechnete es sich zur Ehre an, den französischen Welteroberer nebst Gemahlin Marie Luise und einem Teil des Hofstaates in seinem Hause beherbergen zu dürfen. Das war im Mai 1812, vor dem Rußlandfeldzug des Franzosenkaisers. Im August 1813 passierte Napoleon zum zweiten Male Plauen. Diesmal mit kleinerem Gefolge und ohne bei Kanz abzusteigen. Nach dem Untergang der „Grande armée“ vor Moskau befand sich auch sein eigener Stern im Untergehen.

Inzwischen hatte der Festsaal des Baumgärtelschen Hauses viele glanzvolle Empfänge gesehen, hatte die Judengasse nicht bloß für eine Nacht Hofluft geatmet. Friedrich August I. von Sachsen, König von Napoleons Gnaden, erwählte auf der Flucht vor den Feinden Napoleons, den deutsch-russischen Verbündeten, Plauen zu seiner Residenz. Und auch er brachte seine Familie und seinen Hofstaat mit, die Minister, das Kabinettsministerium, die Geheime Kabinettskanzlei, Beichtväter und Leibchirurgen, Reisemarschälle und Kammerzofen, Heiducken und Pagen, kurzum alles, was die Hofhaltung eines Königs ausmachte, samt achtzehn Kassenwagen mit Bargeld, Gold, Wertpapieren und den Juwelen des Dresdener Grünen Gewölbes. Werte und Leben genug, um von der Bevölkerung Verständnis für die Einquartierung der königlichen Leibgarde, bestehend aus acht Eskadronen Kürassieren und sechs Eskadronen Husaren, zu erwarten. Mochten auch einige Bürger murren, die Plauener Baumwollwarenhändler wußten, was sie ihrem franzosenfreundlichen Souverän schuldig waren. Das Ausbleiben der englischen Garnimporte hatte zur Einrichtung der ersten vogtländischen Maschinenspinnereien geführt. Auf Kosten der vom europäischen Markt verdrängten englischen Konkurrenz war es den Plauener Baum-

wollwarenhändlern ermöglicht worden, ihre Absatzgebiete, ihre „schönen Musselinefabriken“ und ihre Privatvermögen beachtlich zu vergrößern. Aus Dankbarkeit bereiteten sie, die Protestanten, ihrem katholischen König am 5. März 1813 eine Namenstagsfeier, die an Pomphaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Auf den Tag genau vier Wochen später jagten die ersten russischen Kosaken und preußischen Husaren durch die Stadt, die mit ihrem westwärts geflohenen Residenten auch ihren kurzlebigen Ruhm und Ruf als königliche Residenz zunächst an die bayrische Stadt Hof und dann an das hessische Frankfurt verloren hatte. Plauens Honoratioren feierten im Jahre der Leipziger Völkerschlacht ein kummervolles Osterfest und unruhiges Pfingsten. In der Nacht vom 1. zum 2. Pfingstfeiertag bezogen die „Lützower“, die dem französischen Imperator wie Läuse im Pelze juckten, in der Hauptstadt des „Vogtländischen Kreißes“ Quartier. Der junge Freikorpsmajor in der schwarzen Litewka befragte die Gastgeber des Königs nicht danach, ob ihnen sein unangemeldeter Besuch willkommen sei. Er führte sein Pferd in die Stallungen der wohlgenährten Fuhrmannsgäule und forderte für sich selbst bei dem reichen Baumwollwarenhändler Tisch und Bett. Lützows Adjutant, der junge Theodor Körner, stieg bei einem Kaufmann am Oberen Steinweg ab. Hier, im Plauener Quartier, schrieb Körner, drei Monate bevor ihn bei Gadebusch in Mecklenburg die tödliche Kugel traf, sein von Carl Maria v. Weber vertontes „Reiterlied“, das mit den Worten beginnt: „Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug! Frei vor uns liegt die Welt . . .“ Das patriotische Pathos des jungen Dichters wandelte zwar nicht die politische Gesinnung der Plauener Baumwollwarenhändler, aber es ließ die Plauener Jugend ihren Platz in den Reihen der Vaterlandsbefreier finden. Und es brachte die Verse eines anderen Dichters zum Klingen, der damals in dem kleinen Dorf Marieney bei Plauen heranwuchs, um in Körners Alter den Freiheitskampf des polnischen Volkes zu besingen: Julius Mosen.

Sechzig Räume unter den Dächern dreier Patrizierhäuser. Jeder Raum ein Abschnitt, jede Etage, jedes Haus ein Kapitel Geschichte, reichhaltiger und anschaulicher illustriert als manches Buch. Die Teilnehmer der Reisegesellschaft, die mich drüben im Festsaal überholt hatten, die Arbeiter in hellen Sommeranzügen, die Arbeiterinnen in

bunten Kleidern, lasen darin, wie Arbeiter Bücher lesen, mit kritischem Bedacht und vielen Fragen. Wenn ich mich recht entsinne, war es im Schlafgemach des Franzosenkaisers, wo ich eine der Frauen fragen hörte: „Und die Spitzen? Wo bleiben eigentlich die Spitzen?“ Die Gedankenverbindung lag nahe. Die Fragerin vermißte in dem Grünen Salon offensichtlich die kaiserliche Bettstatt mit Tüllvorhängen und Paradekissen. Und die Wände waren anstatt mit der „Schlummernden Venus“ von Giorgione oder der „Unbekleideten Maja“ von Francisco de Goya mit profanen Landkarten, blankgezogenen Säbeln und martialischen Hinterladern dekoriert. Im Raum mit den zur Schau gestellten Spitzen, Stickereien und Gardinen traf ich die Frau wieder. Die Schönheit der hauchzarten Gewebe bewundernd, nachdenklich auf ihre eigenen, arbeitsgewohnten Hände blickend, sagte sie mehr zu sich selbst als zu denen, in deren Mitte sie stand: „Haben Geschick und Geschmack gehabt, die Frauen damals . . .“ Der Museumsführer, ein älterer Mann von kluger Bescheidenheit, griff den Gedanken auf und führte ihn weiter. Sachlich erklärte er den Besuchern, wie der Rückgang der Baumwollweberei die Unternehmer veranlaßt hatte, sich nach neuen, profitableren Produktionszweigen umzusehen, wie die Frauen und Kinder der brotlos gewordenen Lohnweber und Kattundrucker in ihrer Not nach Stickrahmen und Nadel griffen. Wohl keine der verhärmten Weißstickerinnen und keines der hohlwangigen Kinder ahnte damals, daß ihre mühsam-qualvolle Arbeit der Plauener Spitze zur Weltgeltung verhelfen würde; von den Spitzenkennern und Spitzenhändlern in einem Atemzug mit den Brüsseler und Brabanter Spitzen genannt. Erst die zu Beginn der achtziger Jahre erfolgte Einführung von mechanischen Schiffchenstickmaschinen und die in die neunziger Jahre fallende Erfindung der Ätztechnik brachten den Stickerinnen eine gewisse Arbeitserleichterung. Den Fabrikanten, den Enkeln eines Baumgärtel und Kanz, ermöglichte der industrielle Produktionsprozeß die Herstellung billiger Massenware, die der teuren Klöppelspitze rasch den Rang ablief.

Verständlich, daß die Frauen den Unterschied zwischen Klöppel- und Maschinenspitze haargenau erklärt haben wollten, daß sie zu wissen begehrten, warum der aus Wollgarn bestehende Stickboden „Luft“ genannt werde, warum man zum Besticken ausgerechnet Baumwollgarn nehme, ob Dederon in derselben Weise verarbeitet

werden könne und ob der Luftspitze die chemische Behandlung auch wirklich nichts schade? Vor der nächsten Vitrine mit den verschiedenartigen Musterproben der Plauener Luft-, Tüll- und Spachtelspitzen hob die Fragerei erneut an, konnte ein Hinzukommender meinen, in eine „Betriebsakademie“ hineingeraten zu sein. Der männliche Disput kreiste inzwischen um die technische Seite der Spitzenfabrikation, um die Entwicklung des vogtländischen Maschinenbaues, die mit dem mechanischen Webstuhl begann. Daß den Urlaubern der Name seines deutschen Erfinders geläufiger war, als der des Engländers Cartwright, ließ mich auf ihre Herkunft aus der Bezirkshauptstadt schließen. Hatte doch dieser Louis Schönherr im alten Chemnitz eine der ersten und zugleich größten Webstuhlfabriken Sachsens eingerichtet. Nun also erfuhren sie, daß Schönherr einer Plauener Weberfamilie entstammte und daß sich schon damals die Plauener Textilmaschinenindustrie neben der des „sächsischen Manchesters“ sehen lassen konnte. Allein die „Vogtländische Maschinen A. G.“, abgekürzt „VOMAG“, hatte zeitweilig bis an die 6000 Arbeiter beschäftigt. Damit war für die Arbeiter unserer Zeit mehr als nur das rasche Wachstum einer Stadt erklärt, deren Einwohnerzahl sich innerhalb eines halben Jahrhunderts verzehnfachte und 1914 mit 128 000 Einwohnern den Gipfelpunkt überschritt. In den grauen, lichtlosen Mietskasernen der vogtländischen Industriemetropole wuchs ein kampfentschlossenes Proletariat heran, das in den sozialen Auseinandersetzungen und politischen Aktionen der Epoche zur revolutionären Arbeiterklasse reifte.

Politisch organisiert, führten die Plauener Textil- und Metallarbeiter den begonnenen Kampf machtvoll weiter. Ihre Aktionen richteten sich um die Jahrhundertwende hauptsächlich gegen die immer unerträglicher werdende kapitalistische Ausbeutung. Wohl rühmte sich Plauen – im Vergleich mit anderen deutschen Städten und prozentual zur Einwohnerzahl –, die meisten Millionäre zu besitzen, das monatliche Durchschnittseinkommen der übergroßen Mehrheit – 82 Prozent – seiner Bürger lag hingegen zwischen 42 und 175 Mark; 5 Prozent der Einwohner Plauens „verdienten“ kaum mehr als eine Mark am Tage! Verschärft wurde die soziale Lage der Textilarbeiter durch die schweren Absatzkrisen, welche die von der jeweiligen „Weltmode“ abhängige Stickerei-, Spitzen- und Gardinenindustrie häufiger als die weniger spezialisierten Industriezweige heimsuchten. Allein infolge der letzten Vorkriegs-

Absatzkrise zählte die „Stadt der Millionäre“ Ende 1914 rund 25 000 Arbeitslose. Und das, obwohl gleich in den ersten Kriegstagen 7500 Einwohner (bis 1918 wuchs ihre Zahl auf 21 000) zum Kriegsdienst einberufen worden waren. Nur der knappen Hälfte der Arbeitsuchenden konnten „Arbeitsplätze“ in den neueingerichteten Rüstungsbetrieben der Stadt, in den Munitionsfabriken und Waffenschmieden von Dessau, Magdeburg und Essen, in den Schanzkolonnen von Graudenz, Königsberg und Posen vermittelt werden. Von düsteren Vorahnungen auf die kommenden Ereignisse erfüllt, hatten 1914 die Plauener Arbeiter, Schulter an Schulter mit den Arbeiterfrauen, gegen die Vorbereitung des imperialistischen Krieges demonstriert. Doch während die Arbeiter auf die Straßen gingen, verriet die Mehrheit der sozialdemokratischen Führung ihre revolutionär gesonnenen Mitglieder, bewilligte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion den deutschen Imperialisten die Kriegskredite. Der unerschrockene und konsequente Kampf der Linken in der deutschen Sozialdemokratie, mit Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, den späteren Gründern des Spartakusbundes, an ihrer Spitze, und der Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution erfüllten auch die Herzen der klassenbewußten Arbeiter in Plauen mit Begeisterung und frischer Kraft. In zahlreichen Orten des Vogtlandes entstanden Spartakusgruppen, die in Flugblättern und Versammlungen systematisch revolutionäre Propaganda betrieben und zur sofortigen Beendigung des Krieges aufriefen.

Ende November 1917 kam es in der Staatlichen Munitionsfabrik Leuchtsmühle, die als Zweigbetrieb der „VOMAG“ vorwiegend Plauener Soldatenfrauen mit Granatendrehen beschäftigte, zum offenen Aufruhr, zur Arbeitsniederlegung und zu Hungerkrawallen. Die Unruhen nahmen ein solches Ausmaß an, daß ein Militärkommando mit schußbereiten Waffen gegen die wehrlosen Frauen aufgeboten wurde. Die Empörung der Bevölkerung gegen diese Maßnahmen und gegen die sinnlose Weiterführung des Krieges wurde durch ein anderes, bald darauf folgendes Ereignis zur Siedehitze gesteigert. Am 19. Juli 1918 kam es in der Plauener Kartuschieranstalt, einem Zweigbetrieb des berüchtigten AEG-Konzerns, zu einer gräßlichen Explosionskatastrophe. Mangelnde Sicherheitsvorkehrungen beim Abwiegen und Einfüllen hochexplosiver Sprengstoffe in die Kartuschsäcke mochten die Ursache dafür gewesen sein, daß über 300 Menschen, fast ausnahmslos junge Mädchen und Soldatenfrauen,

lebendigen Leibes verbrannten. Diese Tragödie trug viel dazu bei, daß sich gegen Ende des Krieges fast die Hälfte der nach Plauen beurlaubten Soldaten weigerte, an die Fronten zurückzukehren.

Fast zugleich mit der Nachricht vom Matrosenaufstand in Kiel traf in Plauen eine Gruppe aus Kiel und Wilhelmshaven kommender Matrosen und Soldaten ein, die in Verbindung mit den revolutionären Arbeitern der Stadt am 9. November 1918 zur Bildung des Arbeiter- und Soldatenrates aufriefen. In ihrer Proklamation, welche die begeisterte Zustimmung der Arbeiterschaft fand, hieß es u. a.: „Arbeiter und Soldaten im Industriebezirk Plauen! Der unterzeichnete Rat der Arbeiter und Soldaten in Plauen hat heute die militärische und politische Macht in die Hände genommen . . . Das Ziel aller Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands ist die Durchführung und Errichtung der sozialistischen deutschen Republik. Hoch die brüderliche Gemeinschaft der Soldaten und Arbeiter! Hoch die revolutionäre Disziplin! Es lebe die Weltrevolution! Es lebe der völkerbefreiende Sozialismus! Es lebe der Frieden!“

Am 9. November kam es in Berlin auf Initiative des Spartakusbundes zur revolutionären Erhebung. Sie löste in allen Großstädten Deutschlands Aufstände aus. Überall bildeten sich im Kampf gegen die bestehende Staatsmacht der Monopolisten und verbürgerlichten Junker Arbeiter- und Soldatenräte. Der einheitliche Wille der revolutionären Massen erzwang das Abtreten des Kaisers und fegte auch im „Königreich Sachsen“ die Monarchie hinweg.

Obwohl alle objektiven Voraussetzungen vorhanden waren, blieb der revolutionären Arbeiterschaft ein siegreicher Ausgang der Revolution versagt. Das Fehlen einer marxistisch-leninistischen Kampfpartei ermöglichte es den opportunistischen Führern der deutschen Sozialdemokratie, die Führung in den Arbeiter- und Soldatenräten an sich zu reißen.

Nachdem im Dezember 1918 auf Initiative von Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Wilhelm Pieck die Kommunistische Partei Deutschlands gegründet wurde, war auch den revolutionären Kräften innerhalb der Plauener Arbeiterklasse ein neuer Weg gewiesen. Im Februar 1919 bildeten sie die KPD-Ortsgruppe Plauen, der sich die Mehrheit der von der SPD abgesplitterten Genossen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands anschloß. Vom Tage ihrer Gründung an führte

SLUB
Wir führen Wissen.

die KPD einen kompromißlosen Kampf gegen die Reaktion. Ob beim Generalstreik gegen den Kapp-Putsch, im Jahre 1920, in dessen Verlauf 25 Plauener Arbeiter getötet oder verwundet wurden, in den revolutionären Kämpfen des Jahres 1923 oder im Kampf gegen die faschistischen Aktionen in der Periode der Weltwirtschaftskrise, 1929 bis 1932, immer und überall wehte das Kampfbanner der Partei in vorderster Front. Mit Ernst Thälmann an der Spitze, warnte die KPD das Volk vor der Gefahr des über Deutschland hereinbrechenden Faschismus und rief zur Aktionseinheit auf. Auch hier verhinderte die rechte SPD-Führung den Zusammenschluß der Arbeiterschaft. Die braune Diktatur kam zur Macht. Für Sachsen berief Hitler den Plauener Spitzenfabrikanten Mutschmann zum Gauleiter. Die Besten der Arbeiterklasse gaben auch in den dunklen Jahren des Faschismus ihren Kampf nicht auf. Viele von ihnen starben in den Zuchthäusern oder wurden in den Konzentrationslagern ermordet.

Weit und kühn gespannt ist der Bogen, der von den Morgensternen der aufständischen Bauern bis zur Bronzeplastik eines unbekannten kommunistischen Künstlers reicht, die den Sturm der Arbeiter auf die Bastillen der Alten Welt darstellt. Er umschließt die Steckbriefe gegen die aus dem Vogtland stammenden Führer der 48er Revolution und die über Plauener Antifaschisten verhängten Todesurteile . . . Die Arbeiter und Arbeiterinnen, auf die vor der Toreinfahrt des Patrizierhauses ein moderner Reiseomnibus zur Weiterfahrt wartete, verharren schweigend vor einem metallisch glänzenden Gegenstand: eine der zehntausend Bomben, die auf Plauen fielen – nein, nicht fielen! –, die auf Plauen geworfen wurden, um den Bogen des aufsteigenden Lebens auszulöschen, die Konkurrenz zu vernichten . . . Es dauerte lange, bis einer der Schweigenden die erlösenden Worte fand, die die beklemmende Stille durchbrachen. Dabei sagte er gar nichts besonderes, sprach er nur aus, was alle sahen, alle spürten: „Draußen scheint die Sonne!“ Und einer seiner Kollegen schlug vor: „Wie wär's mit einer Stadtrundfahrt durch das neuerbaute Plauen?“ Sein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Nur der Museumsführer wies mit stummer, ein wenig hilfloser Gebärde zu dem lichtdurchfluteten Raum hinüber, mit dem ein neues Kapitel der Stadtgeschichte begann. „Gewiß zeigt die Wirklichkeit das Neue eindrucksvoller als unsere Bilder, Pläne und Modelle“, sprach er auf die

Besucher ein, die sich schon der Tür zuwandten. Und eigensinnig fügte er hinzu: „Aber ansehen müssen Sie sich alles, sonst . . . sonst versäumen Sie etwas!“

Auch ich hatte versucht, mir alles anzusehen und nichts zu versäumen, als ich am späten Nachmittag ziellos durch die Vorstadtstraßen schlenderte, vorbei an Gärten, Fabriken, Villen. Die Sonne stand nun schon tiefer, aber ihre Strahlen wärmten noch immer. Ich wünschte, es wäre die Morgensonne, in deren Zeichen der Tag begann. Wozu hatte ich mich den lieben langen Vormittag in den Altstadtwinkeln, auf den Märkten und im Museum der Stadt herumgedrückt? War es letztlich nicht doch bloß Neugier statt Wißbegierde gewesen, die mich vor dem alten Rathaus die Anfahrt der Brautpaare zur standesamtlichen Trauung beobachten, die Spitzenkleider der Bräute bewundern, die steife Würde der Brautväter belächeln und den sachverständigen Kommentaren der Marktfrauen lauschen ließ, während die Zeiger der sehenswerten Kunstuhr unter dem prächtigen Renaissancegiebel unerbittlich weiterwanderten? Über alledem hatte ich für diesen Tag das Wichtigste versäumt.
Als ich mich endlich zur PLAMAG, der 1946 neugegründeten „Plauener Maschinenbaugesellschaft“, durchgefragt hatte, war es in den langgestreckten Hallen mit den breiten Fensterfronten stiller als im Festsaal des Baumgärtelschen Hauses gewesen. Der Pförtner hatte mich über den Rand seiner Nickelbrille hinweg stirnrunzelnd angeblickt und mißbilligend festgestellt: „Für Vormittag angemeldet, nu, und jetzt ist Nachmittag, Kollege, Sonnabendnachmittag!“ Wahrlich, in Leipzig zur Frühjahrsmesse hatte ich den Glanzstücken der PLAMAG-Produktion, den modernen Schnellläufer-Reihen-Rotationsmaschinen und Tiefdruckanlagen, näher gestanden als an jenem Sonnabendnachmittag in Plauen. Nach einer Weile verdrießlichen Schweigens waren wir aber doch miteinander ins Gespräch gekommen. Der Pförtner hatte mir die vor ihm liegende Zeitung zugeschoben und nicht ohne Stolz erklärt: „Weißt du eigentlich, Kollege, daß das ‚Neue Deutschland‘ auf Rotationsmaschinen aus Plauen gedruckt wird? Und nicht bloß das ‚Neue Deutschland‘, die Zentralorgane der Arbeiterparteien in Warschau, Prag und Peking auch. Unsere Maschinen drucken Zeitungen in allen Weltsprachen, unsere Maschinen, verstehst du!“ Froh darüber, sein Wissen weitergeben zu können, war der alte Arbeiter, ohne meine Erwiderung

abzuwarten, in seiner Erzählung fortgefahren. „Wenn ich daran denke, mit welchen einfachen Apparaten wir vor Dreiunddreißig unsere Flugblätter drucken mußten, wie wir im Frühjahr 1946 hier angefangen haben! Trümmer, nichts als Trümmer haben die Bomben von der VOMAG übriggelassen. Und heute? Ein Schmuckkasten von Betrieb! Zeitungen, breiter als die ausgestreckten Arme! Rotationsmaschinen von mehr als fünfzig Meter Länge. Maschinen mit mehr als siebzig Motoren, die 600 000 Zeitungen in der Stunde auswerfen. Mehrfarben-Tiefdruckmaschinen, mit denen du acht Farben aufeinander drucken kannst. Maschinen mit Gütezeichen und Weltniveau, Kollege!“ Doch die Begeisterung über die Produktionserfolge der Arbeiter des eigenen Werkes, das ihnen allen gehört, hatte den Pförtner nicht dazu verführt, die Erfolge anderer gering zu schätzen. „Wenn du alles sehen willst, was es früher in unserer Stadt nicht zu sehen gab, reicht dazu keine Woche“, hatte er beim Abschied zu mir gesagt. Seine Worte und die Eindringlichkeit, mit der er sie vorbrachte, waren mir bekannt vorgekommen. „Aber den Anfang, den solltest du bei uns in der PLAMAG machen. Dann mußt du dir die WEMA, den Werkzeugmaschinenbau, ansehen, damit du eine Vorstellung davon erhältst, was man in der Praxis unter sozialistischer Rekonstruktion versteht. Noch besser ist's, du beginnst deine Entdeckungsreise in den Konstruktionsbüros des VEB Industrieprojektierung. Jawohl, der Betrieb hat nämlich den Neuaufbau der WEMA und unserer PLAMAG projektiert. Und die Stahlkonstruktionen für die Hallen und Krananlagen unserer beiden Werke, die lieferte der Plauener Stahlbau. Was übrigens die Plauener Stahlbauer anbelangt, die waren auch beim Aufbau des Eisenhüttenkombinates Stalinstadt, der Maxhütte und der ‚Schwarzen Pumpe‘ dabei. Und die Walzstraßen für die Maxhütte, die hat die WEMA geliefert. Heute bauen die Kumpel in der WEMA aus Maxhüttenstahl komplette Taktstraßen und Sonderwerkzeugmaschinen. Siehst du, Kollege, so greift eins ins andere. Wer da meint, wir wären bloß eine Spitzenstadt, der tut uns Plauenern unrecht . . . Und wenn du mit dem Sonntag nichts anzufangen weißt, so sieh dir die Talsperre in Pöhl und die neuen Häuser an . . .“

Ich fand Zeit genug, unser Gespräch zu überdenken, während ich durch die Vorstadtstraßen stadtwärts ging. Vor Altbauhäusern mit schmalen Fenstern saßen alte Leut-

chen bei einem Schwatz in der Nachmittagssonne. Dann kam wieder einer der vielen Neubaublocks, vor denen Möbelwagen hielten und Kinder spielten. Nein, um mir die Neubaublocks und die Großbaustellen anzusehen, brauchte ich nicht erst bis Sonntag zu warten. Die Neubauten verteilten sich über das gesamte Stadtgebiet, scheinbar regellos und dennoch jeder Komplex gemäß dem Bebauungsplan am vorbestimmten Platz. Ich kannte den Plan und die Pläne, die die Bevölkerung Plauens beraten und beschlossen hatte, als handliche Druckschrift und im anschaulichen Modell. Nun aber sah ich sie in ihrer Wirklichkeit. Rund 25 Millionen DM mußten für die Trümmerberäumung ausgegeben werden, bevor die neuen Bauherren 1950 den ersten Spatenstich zum Neuaufbau tun konnten, bei dem sie selbst bestimmten, wo die Fabriken und wo die Wohnhäuser, wo die Schulen und wo die Kulturstätten errichtet werden sollten. Im selben Jahre noch konnten die ersten fünfundzwanzig Neubauwohnungen schlüsselfertig übergeben werden. 1953 waren es bereits 215 Wohnungseinheiten, über 400 im Jahre 1959. Die Erfolge setzte ich mir so ins Bild: Pro Tag eine Wohnung, pro Woche ein Haus. Bis 1965 werden es täglich drei, jährlich also etwa tausend Wohnungseinheiten sein. Wen wundert es bei einem solchen Tempo, wenn Bauleute in der Stadt gefragt sind, wenn sich die Maurer von der Ziegel- auf Großblockbauweise umstellen, wenn die Plauener nach Feierabend oder am Wochenende selber zur Hacke und Schaufel greifen? Das alles mit dem Ziel, das Bauen zu beschleunigen, damit die kühnen Pläne keine Träume bleiben. Ein Bild reihte sich an das andere, die flüchtig gesammelten Eindrücke des Tages, die Bruchstücke der Wirklichkeit rundeten sich zum Ganzen: das Schild auf dem Bahnhofsvorplatz; ein Losverkäufer; Hochzeitspaare; spielende Kinder; Möbelwagen; Aufbauhelfer . . .

„Hallo, da kommt noch einer!“ rief ein junger, braungebrannter Bursche seinen Freunden auf dem Bauplatz zu, der sich an ein Gartengrundstück anschloß. „Einer, der nachsehen will, ob der Hausschlüssel paßt!“ Hinter einem Grasplaggenstapel tauchten zuerst zwei bunte Kopftücher und dann zwei spöttisch lachende Mädchengesichter auf. Ich glaube, ich wurde – so in den Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit gerückt – wirklich rot. Dabei hatte mein Jahrgang das Schippen gelernt. Kurzentschlossen trat ich näher. „Also doch ein ‚Subbotniki‘“, sagte der Braun-

gebrannte und drückte mir resolut eine Schaufel in die Hand. „Mechanisiert wird bei uns erst nächste Woche!“ Er war, wie ich bald herausfand, der Brigadier. Wir schippten zu fünft in der Grube. Neben mir drei flinke Burschen, nicht weniger jung, sonnengebräunt und kräftig wie der Brigadier. Dazu ein Mann meines Alters, den ich für einen Lehrausbilder hielt. Zwei Jungen beluden am Grubenrand die Schubkarren, zwei andere lösten sich mit dem Brigadier im Schippen ab. Zwei Frauen und drei Mädchen, zu denen die mit den bunten Kopftüchern gehörten, vervollständigten „unsere“ Schicht. Die Mädchen stachen Rasen ab, trugen ihn auf einem Brett zur Seite und setzten Stapel. Ich mühte mich redlich, vor ihren kritischen Blicken zu bestehen. Die ungewohnte Ausarbeitung, der heimliche Wettbewerb mit den jüngeren Nebenmännern machten mir Spaß. Eine Zeitlang gab ich den „Schachtern“ das Tempo an. „Kannst's scheinbar doch mit dem Einzug net erwarten!“ sagte der, den ich für den Lehrausbilder hielt. „Keine Kunst, mit halbgefüllter Schaufel Tempo vorlegen“, ereiferte sich neben mir ein sommersprossiger Rotkopf. „Die Schaufel voll nehmen und trotzdem Tempo, darauf kommt's an!“ Das hatte mir vor reichlich zwanzig Jahren schon mal einer in blankgewichsten Stiefeln gesagt, wenn auch weniger freundlich und in einer völlig anderen, weniger erfreulichen Situation. Die Handflächen aber brannten genauso wie damals. Hornhaut ist eben doch besser als Spucke. Der Brigadier, der meinen Eifer erlahmen sah, tröstete mich. „Um fünf machen wir Halbzeit, Kollege. Dann wird ein Faß aufgelegt. Unser Kalfaktor ist schon in die Brauerei unterwegs. Wie wär's mit 'nem Einstand?“ Die Mädchen kicherten, die Frauen lachten. „Laß dir's lieber gleich bezahlen, Hannes“, sagte eine Stupsnäsige. „Wer weiß, ob der Kollege außer dem Hausschlüssel noch etwas in den Taschen trägt?“

Der Zufall hatte mich in eine muntere Gesellschaft hineingeraten lassen. Dabei wußte ich nicht einmal, welchem Ziel unsere gemeinsamen Bemühungen galten. Nach der Baugrubengröße zu schließen einem Häuserbau. Doch das konnte ebenso eine Kinderkrippe wie ein Ledigenwohnheim sein. Hatte ich anfangs nicht danach gefragt und mich vorgestellt, war es nun zu spät für solche Formalitäten. Mit federnden Knien stieß ich das Schaufelblatt in die schwarzgraue Erde, nahm es randvoll und schleuderte die Ladung in weitem Bogen auf den Grubenrand.

„Tüchtig, immer tüchtig, Meister!“ lobte der Brigadier, der den Rothaarigen an meiner Seite abgelöst hatte. „Bis zum Jahresende will Plauen zwei Millionen Aufbaustunden schaffen. Meinem Vater gefiel's anfangs auch nicht, daß ich in meiner Freizeit schippen gehe. Sollte mich lieber aufs Fernstudium vorbereiten“, erzählte Hannes, ohne Übergang und ohne eigentlichen Anlaß, wohl nur, um mir die Zeit zu verkürzen. „Früher Finanzinspektor, heute Steuerberater, geht's ihm nicht ein, daß jemand ohne Bezahlung arbeitet. Das heißt, langsam begreift er doch, daß wir nicht für umsonst arbeiten. Mimt bei uns den Kalfaktor. Wenn wir aber am Mittwoch die nächste Aufbauschicht fahren, wenn wir das Förderband aufstellen und die Feldbahngleise legen, greift er bestimmt mit zu . . .“ Der Brigadier spuckte in die Hände und stach eine neue Sohle an. „Dem einen fällt eben der Schritt aus dem Gestern ins Heute, das Bekenntnis zur Gegenwart schwerer als dem anderen!“ sprach ich meine Gedanken vom Vormittag aus. Auf der Straße schepperte ein Handwagen, bog in die Baustelle ein. „Der Einstand!“ riefen die Mädchen zu uns herüber und umringten lachend den Wagen. Obenauf stand ein Kasten Selters. Hannes, unser Brigadier, knuffte mich freundschaftlich in die Seite. „Halbzeit“, sagte er. „Komm, mein Vater ist da!“

„Tja, die Jugend von Heute“, hörte ich den Kalfaktor sagen. „Läßt einen alten Mann Laufburschen spielen. Sucht euch einen anderen. Das nächste Mal packe ich selber mit an!“ Mit gespreizten Fingern schob er sich den Strohhut aus der verschwitzten Stirn. Irgendwie kam mir der Mann mit dem Strohhut, kam mir der Tonfall seiner Stimme bekannt vor.

SLUB
Wir führen Wissen.

Oelsnitz, der Stausee und die Teppichweber

Der Wanderer ist gut beraten, auf der Fahrt von Plauen nach Oelsnitz den Zug in Pirk zu verlassen. Was der Fahrplan verschweigt, verrät die Karte, wird zum Erlebnis in der Natur: Zwischen Pirk und Oelsnitz weitet sich die Weiße Elster zum Pirker Stausee, blaut im grüngefaßten Felsentrog das „Oelsnitzer Meer".

Das lockende Glitzern und Gleißen, die leichte Brise, die mir die sanftbewegte Wasserfläche entgegenschickte, ließen mich bei der Suche nach dem Rastplatz nicht wählerisch sein. Dort, wo sich die Uferwiesen in einem schmalen, zum Wasser hin steil abfallenden Hang aufwölben, hing ich mein Hemd an den erstbesten Baum, stopfte Armbanduhr und Geldbörse in die Schuhe, die Schuhe in den Rucksack und sprang kopfüber in den See. Das andere Ufer, zwei- oder gar dreihundert Meter entfernt, lockte wohl, aber überlistete mich nicht. Wem sollte ich meinen Mut, meine Fähigkeiten als Langschwimmer beweisen? Aus spaltbreit geöffneten Augenlidern blinzelte ich über das Wasser und wog mich in der Illusion, ich plansche in den Ostseewellen, achtern läge Zinnowitz und das Felseneiland der Greifswalder Oie backbord voraus. Tatsächlich glitten in der Ferne ein paar Boote mit weißen Segeln wie Falter über die Wellen. Eins nur mangelte dem idyllischen Winkel an seiner Vollkommenheit, fehlte zur Komplettierung meiner Illusion: der breite steinfreie, weißsandige Strand. Ein Stausee ist eben kein Seebad. Und Eintrittsgeld, wie in Freibädern üblich, forderte mir auch niemand ab. Ganz zu schweigen davon, daß in meinem selbstgestellten Auftrag von Schwimmen, Sonnenbad und süßem Nichtstun

mit keinem Wort die Rede war. Was darin die Bekanntschaft mit den vogtländischen Talsperren anlangte, so ging es mehr um die von Pöhl als um die von Pirk.
Einen schönen langen Sonntag hatte ich darauf verwendet, das Wachstum der Staumauer im wild-romantischen Triebtal mit Blicken nachzumessen, das Filigran der hoch aufragenden Baugerüste und langarmigen Kräne, die Solidität der breit hingelagerten Betonfundamente und die Zweckmäßigkeit sinnvoll konstruierter Baumaschinen zu bewundern. Im Gefolge der Sonntagsausflügler aus Plauen und der Spaziergänger aus dem nahegelegenen Jocketa, der „Hauptstadt der Vogtländischen Schweiz", war ich zum Loreleifelsen und zum Eisenberg hinaufgestiegen, in den Anblick der Häuser und Gehöfte von Pöhl, Thoßfell, Altensalz und Neuensalz versunken, die der tausendarmige Riese „Mensch" umzusetzen gedenkt. Ein gigantischer Bauplatz, chaotisch anmutend inmitten fast alpiner Schluchten, Felsen und bewaldeter Hänge. Im übrigen standen wir zu früh auf dem künftigen Badeplatz im Schatten des Eisenberges; erst in zwei Jahren können wir in der sechstgrößten Talsperre Deutschlands mit ihren 63,5 Millionen Kubikmeter gestauten Wassers ein erfrischendes Bad nehmen.
Desto besser bekamen mir und meinen Schwimmversuchen die 10 Millionen Kubikmeter des Oelsnitzer Meeres. Dieses beruhigende Gefühl wurde verstärkt durch die erfreuliche Erkenntnis, daß der von ökonomischen Erfordernissen bedingte Eingriff des Menschen in die Natur durchaus kein bleibendes Chaos heraufbeschwören muß, wie es manchem der Bauplatzbesucher im Triebtal unvermeidbar schien. Die von Baggern und Sprengkolonnen dem Elstertal bei Pirk geschlagenen Wunden sind längst vernarbt. Der Schorf ist abgefallen. Die Wälder auf den Hügeln, die Wiesen in den Tälern, Flur und Feld ringsum haben sich mit dem von Menschenhand gestauten See zu einer neuen, harmonischen Einheit verbunden. Dabei entbehrt das vielbegehrte prosaische „Brauchwasser", das als Rohstoff zur Produktion von materiellen Gütern dient, das eines der am dichtesten besiedelten Gebiete des Vogtlandes vor Wassermangel bewahrt und vor Hochwasser schützt, das etliche Tonnen Speisefische nährt und – über die Schaufelräder gewaltiger Turbinen geleitet – jährlich zwei Millionen Kilowattstunden Strom erzeugt, keineswegs der Romantik.
Während ich mir den Rücken trocknen und bräunen ließ, lauschte ich versonnen in

die blaugrünen Tiefen hinab. Dorthin, wo bis vor einem Vierteljahrhundert eines der ältesten Oelsnitzer Hammerhäuser stand, über dem nun Barsch und Plötze ihre Kreise ziehen. Will doch die Sage auch von der im Meere versunkenen Stadt Vineta wissen, daß Sonntagskinder ihr Glockengeläut noch heutigentags hören und bei heiterem Himmel ihre Häuser und Ruinen auf dem Meeresgrunde sehen könnten. Geschäftiges Pochen narrte die Phantasie. Wie aufgezogen schnurrte es – und dabei ganz in meiner Nähe. Sicherlich ein Specht. Noch näher: Kichern, Lachen, helle Stimmen. Hinter einem Felsvorsprung, der seine Phylittnase schnupprig ins Wasser steckte, tauchten die Boote mit den weißen Segeln auf. Unweit meines Liegeplatzes warfen sie Anker. Die Bootsleute – Jungen und Mädchen im bunten Durcheinander – sprangen leichtfüßig ans Land, schwärmten am Ufer aus, fielen wie die Elstern in eine Brombeerhecke ein. Das Hämmern des Spechtes verstummte. Bevor es mir gelang, die verräterische Hemdflagge zu kappen, war ich entdeckt, schwirrte mir ein ausgetrockneter Kienapfel vor die Füße und das Gelächter der Jugend um die Ohren. Vermutlich kamen sie vom Campingplatz am Nordufer des Stausees und hielten mich in meiner Einsamkeit für einen weltfremden Sonderling. Der Irrtum war auf beiden Seiten.

„Danebengetippt", meinte der etwa Zwanzigjährige, der zuerst in mein Gehege einbrach und dem ich – bestrebt sein Ungestüm zu bremsen – im Camping-Jargon zu imponieren versuchte. „Wir wohnen und leben feudaler . . ." Ein schwarzhaariges Mädchen in einem noch schwärzeren Pully und hellen Shorts, das sich dem Burschen vertraulich an den Arm hing, ergänzte voller Übermut: „Wenn Sie's genau wissen wollen; wir sind Teilnehmer des Gesamtdeutschen Jugendzeltlagers in der Jugendherberge Dobeneck! Jonny kommt aus Hannover . . ."

„Und Jenny ist Erfurterin!" fiel der Bootsmann dem Mädel ins Wort. Den Ton der Unterhaltung führte ein flachsblonder Berliner, ein Maschinenschlosser vom Wedding (wie ich später erfuhr), und eine stupsnäsige Musikstudentin aus Dresden. Dazu Choristen und Choristinnen verschiedenster Tonlagen und Dialekte, kaum eine über achtzehn, kaum einer älter als zwanzig. Als sie merkten, daß ich beileibe nicht der Sonderling war, für den sie mich gehalten hatten, schlugen sie mir vor – anstatt den Weg allein nach Oelsnitz fortzusetzen –, in ihrer Gesellschaft und ihren Booten

Kurs auf Dobeneck zu nehmen. Ich überlegte mir ihr Anerbieten nicht lange, schnürte meinen Seesack, legte den Kienapfel als Souvenir obenauf und ging an Bord.
Jonny, der eigentlich Johannes hieß und drüben als Zimmermann arbeitete, segelte glänzend. Warum auch nicht? dachte ich. Besitzt doch Hannover den weithin berühmten Maschsee. Jonny akzeptierte mein Lob nicht widerspruchslos. „Aber das Segeln, das habe ich nicht auf'm Maschsee gelernt. Das haben mir die Freunde erst hier auf'm Oelsnitzer Meer beigebracht!" Jenny, die mit ihrem richtigen Namen bestimmt Hanna hieß, knuffte den großen, sympathischen Jungen übermütig in die Seite. „Du bist der Bootsmann, der Käptn bin ich!" Die schwarze Jenny, Stenotypistin von Beruf, hatte – so erzählte sie freimütig – das Segeln in einem GST-Lehrgang an den Gestaden der Insel Rügen gelernt. Mit Nordnordostkurs querten unsere beiden Boote den Stausee. Die stupsnäsige Musikstudentin, die mir gegenüber saß, kramte eine Mundharmonika aus der Hosentasche, klopfte sie nach Jungenart auf der Handfläche aus und spielte einen kecken Shanty. Die Jungen unserer Backschaft pfiffen, die Mädchen summten dazu. Rechts von uns – zünftiger ausgedrückt: auf der Steuerbordseite – tauchte das farbige Gesprengsel einzelner Zelte, Paddelboote und Badetrikots auf. Dahinter die ersten neuerbauten Wochenend- und Sommerhäuser. Ein Fischerboot legte vom Ufer ab, wendete den Bug wasserwärts und tuckerte den ausgelegten Netzen entgegen. Es roch nach Sonnenöl und Röhricht, nach Fisch und Tang.
Das Geplätschere des Kielwassers und die Klänge der Shantys im Ohr, schloß ich ein wenig die Augen. Meine Illusionen waren – auch ohne den breiten steinfreien, weißsandigen Strand – komplett. Noch vor dem Erreichen der zweiten Etappe meiner Wanderfahrt wurde mir bewußt, daß das Vogtland viel abwechslungsreicher ist, als ich früher vermeinte. Was wäre es ohne den Schmuck seiner natürlichen Teiche und künstlich angelegten Seen? Sie strahlen den belebendsten Reiz auf die Landschaft und auf ihre Menschen aus. Der Atem des Pirker Stausees ist bis in die Straßen und Gassen von Oelsnitz spürbar. Die Schönecker schwören auf ihre Muldentalsperre, die Elsterberger könnten ohne ihren Sachswitzer Stausee nicht sein. Morgen werden die Plauener von den Gestaden der Talsperre Pöhl Besitz ergreifen, die ihr Brauchwasser dem Bezirk Gera spendet. Und übermorgen, wenn die Wassersportler mit dem neuen

SLUB
Wir führen Wissen.

Gewässer zu Füßen des alten Eisenberges längst vertraut geworden sind, wird unweit des Oelsnitzer Meeres ein zweiter Stausee zwischen den Wäldern blauen: die Feilnbach-Talsperre, deren Wasser – wie unser Bootsmann Jonny – von jenseits der Grenzen kommt.

Jonny an der Pinne und Jenny am Schott hielten das Boot in elegantem Manöver auf das schloßartige Gebäude zu, über dem die blaue Fahne mit der aufgehenden Sonne wehte, die Jugendherberge. Doch das zweite Boot mit dem Berliner Flachskopf als Steuermann, das bisher in unserem Kielwasser segelte, kam uns um eine Nasenlänge voraus. Seglerpech! Jenny zog ärgerlich die Nase kraus und wechselte mit Jonny einen vielsagenden Blick. Ich fühlte mich plötzlich als Ballast an Bord. Der Kiel schrappte über den Sand. Während wir an Land gingen, drängte die neue Besatzung in die Boote. Burschen und Mädchen aus Düsseldorf und Karl-Marx-Stadt, Leipzig und München – wer kannte sich noch in diesen Dialekten aus? Die „Piraten-Flottille" sollte in der Herbergsbucht keine Ruhe finden. Meine Backschaft stürmte, allen voran die Musikstudentin, zum Abendessen. Ihren Gast hatten die hungrigen Gastgeber offenbar vergessen. Schließlich fand ich doch einen, der sich meiner annahm – einen wortkargen, hageren Alten, den früheren Pächter der Rittergutsmühle. Er führte mich zuerst in die blitzblanke Küche und später – nach einem kräftigen Imbiß – auf den Holzplatz hinter dem Haus.

Aus den geöffneten Herbergsfenstern klang übermütiges Geträllere und das Geräusch von klapperndem Geschirr. Mit einer Kopfbewegung zum Stausee hin, der in der Abendsonne hinter dunklem Geäst wie geschmolzenes Kupfer glänzte, sagte der Müller: „Meine Mühle ist ja wohl mit unter Wasser gegangen, aber es läßt sich auch als Hausmann in der Dobenecker ‚Jungmühle' leben . . ." Bedächtig spaltete und schichtete er Fichtenknorren und Birkenknüppel für das Lagerfeuer am Abend. Mit derselben Bedächtigkeit wie das Holz setzte er seine Worte. „Als ich selber noch so jung war wie unsere Herbergsgäste und in Dobeneck der Kasten-Hickmann kommandierte, Herr auf Rosenberg und Weischlitz, pfiff hier der Wind aus einem anderen Loch . . ." Unbekümmert sangen die Vögel in den Baumwipfeln ihr Abendlied. Libellen schwirrten im Zickzackflug über das Wasser. „Genaugenommen, hielt's der Kasten-Hickmann mehr mit Weischlitz als mit dem verlassenen Dobeneck. Hätten

wir schon zu seiner Zeit den See und die Zeltplätze vorm Haus und die Mädchen unterm Dach gehabt, wär's wohl umgekehrt gewesen. Der ‚gnädige Herr' mußte sich mit den Mägden aus dem Dorfe begnügen." Der Hausmann, bisher die Ruhe selbst, schlug mit einem Holzscheit grimmig in einen Schwarm spielender Mücken. „Die Bauern im Dorf haben hinter manchem, der allzu deutlich nach dem Rittergutsbesitzer geraten war, zueinander gesagt: ‚Guckt, da geht der alte Hickmann den Berg hinauf!'" Ein herzhaftes Jungenlachen ließ den Alten erschrocken innehalten. Es kam von Jonny, der mich suchte, und der Lagerleiter war auch dabei.

Wir saßen an diesem Sommerabend lange um das prasselnde Feuer. Die Musikstudentin schlug mit Geschick die Laute, und der Flachskopf vom Wedding sang mit guter Stimme. Wenn die verkohlten Scheite in sich zusammenfielen, stoben Funken auf. Dann lehnten sich die einen ängstlich zurück, die anderen vertraulich aneinander. Es war schön, so beisammen zu sitzen, miteinander zu singen, zu diskutieren, mit der Kühnheit der Jugend vom Morgen zu träumen. Meine Blicke huschten reihum über die vom Feuerschein geröteten Gesichter. Anfänglich absichtslos, dann suchend. Ich vermißte Jenny und Jonny in unserem Kreis. Als das Mädchen aus Dresden und der Junge aus Berlin das Lied „Ade nun zur Guten Nacht!" anstimmten, trat ich unauffällig ins Dunkel zurück und schlenderte zum See hinunter. Der Mond hatte die weite Wasserfläche in gleißendes Silber verwandelt. Deutlich hoben sich von dem hellen Hintergrund zwei dunkle Silhouetten ab . . . Der Bootsmann und sein Käptn. Sie mochten, unauffällig wie ich, aus dem Kreis getreten sein, und niemand gab mir das Recht, ihre Zweisamkeit zu stören. Es war Jonny, der mich um Feuer bat und so in ihre Mitte zog. Er rauchte in hastigen Zügen. Der Lichtpunkt der Zigarette zitterte in der Dunkelheit. Zu unseren Füßen gluckste das Wasser. Mir ging die alte Volksmär von den zwei Königskindern durch den Sinn, das Lied mit dem entsagungsvollen Ende: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief . . ." Jenny starrte zum anderen Ufer hinüber. Unter einem Kometenschweif donnerte der Nachtzug nach Plauen vorüber.

„Heute in acht Tagen bin ich wieder in Hannover", sagte Jonny. Es klang ohne den traulichen Dialekt hart und bitter. „Heute in acht Tagen . . .", wiederholte Jenny nachdenklich. „Ihr versteht mich nicht", sagte Jonny in verhaltener Erregung. „Ihr

könnt mich nicht verstehen!“ „Und warum glaubst du, Jonny, wir verstünden dich und deine Freunde nicht?“ fragte ich den großen, sympathischen Jungen und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Drüben ist mein Jahrgang an der Reihe, ich aber bin Zimmermann!“ „Bei uns werden Zimmerleute gesucht!“ erklärte der Käptn. „Auch in Erfurt, Bootsmann!“ Bootsmann sagte das Mädchen, und das eine Wort schloß einen ganzen Sommer ein. Zwischen Mondsilber und Sternenglanz fuhr ein spätes Boot, mit Lampions an den Masten, der Geborgenheit des Hafens entgegen . . .

Die „gute Stube“ von Oelsnitz, der geräumige viereckige Marktplatz, erinnert in Anlage und Schau an den Marktplatz von Marienberg, Tochter der altberühmten Silberstadt „Sankt Annen auf dem Berge“. Der Blick in die Stadtgeschichte tut es auch. Dabei stand Oelsnitz, das vogtländische Bergbauzentrum, schon in vollster Blüte, als die Marienberger erst Grundsteinlegung feierten. Doch hier wie dort sind es nicht viele Häuser und Bauwerke, die der Nachwelt vom „großen Bergkgeschrey“ vergangener Jahrhunderte künden. Insgesamt fünfhundert Wohn- und andere Gebäude zerstörte allein der verherrende Stadtbrand von 1859, dessen raubgierigen Flammen auch das Rathaus und die Türme der Stadtkirche St. Jakobi – die drei markantesten Dominanten der Stadtsilhouette – zum Opfer fielen. Mehr als der traditionsreiche Bergbau, die noch heute aktiv betriebene Flußspatförderung im nahen Schönbrunn und Bösenbrunn, stärker als Hammer und Schlegel hatten mich Kette und Schuß nach Oelsnitz gelockt. Ich wollte die „Perser von Oelsnitz“ – die weltberühmte vogtländische Teppichindustrie – kennenlernen. In meinem Besuchsprogramm stand der VEB Halbmond-Teppiche, die größte Teppichfabrik unserer Republik, dominierend obenan.

„Den Weg können Sie nicht verfehlen“, meinte die Bäckersfrau in dem kleinen Laden am Markt, deren erster Brötchenkunde ich an diesem Morgen war. „Richtung Bahnhof, über die Elster, dann rechts ab. Brauchen bloß den Leuten nachzugehen . . .“ Und das stimmte. Zwar teilte sich kurz vor dem Bahnhof der Fußgängerstrom, doch die meisten der Männer und Frauen, Burschen und Mädchen bogen rechts ein. Von dieser Seite aus bot die unmittelbar an den Gehweg gerückte langgestreckte Fabrik-

front, mit der Sonne im Rücken, keinen besonders imposanten oder gar orientalischen Anblick. Kollege R., der Betriebsarchivar, der mich in der Anmeldung erwartete, mochte mir die Enttäuschung ansehen. „Mit den Fabriken ist's wie mit den Menschen: nicht die äußere Hülle, der Kern bestimmt ihren Wert", sagte er. „Nicht die Fassade, die Fertigware trägt bei uns das Gütezeichen!" Der Archivar, den ich, so wie er im blauen Arbeitskittel vor mir stand, auf Mitte Fünfzig schätzte, kannte die Geschichte des Werkes, der Stadt und des Kreises in allen ihren Kapiteln, in ihren hellen und in ihren dunklen auch.

Im Werkhof, zwischen den hohen Gebäudewänden, deren Gestein die Hitze des Sommers atmete, lagerte ein eigenwilliger, herb-aromatischer Geruch. „Da haben Sie die Rohstoffgrundlagen unserer Produktion", erklärte mein Begleiter, als ich schnuppernd die Nase hob. „Natur und Synthese: Wolle und Chemie!" Das Gehör bekam gleichfalls eine akustische Kostprobe. Die Luft zitterte im Rhythmus der schweren, im Gebäudetrakt zur Linken aufgestellten Jacquardwebstühle. Es hörte sich wie der Räderschlag eines D-Zuges an. Und wieder hielt Kollege R. sogleich eine sachkundige Erklärung parat. „Ohne die stählernen Nachkommen des hölzernen Handwebstuhls, ohne die geschickten Enkel der vogtländischen Hausweber wäre die Teppichindustrie in unserer ‚Stadt der Erlen und der Perlen' wohl niemals heimisch geworden, wäre sie niemals zu einer derartigen Blüte gelangt." Der Archivar neigte den Kopf zur Seite, blickte lächelnd über die schmalen Brillengläser auf das dicke Notizbuch in meinen Händen und meinte: „Natürlich wußte der Carl Wilhelm Koch, warum er 1880 aus dem Rheinland ins Vogtland übersiedelte, warum er ausgerechnet die Tuchstadt Oelsnitz für seine Fabrikgründung wählte. Dahinter steckt eine lange Geschichte. Wir selber sind ein vielseitiger und weitläufiger Betrieb. Wo und womit beginnen?"

Es boten sich zwei Möglichkeiten. Man kann dem Weg der Rohstoffe vom Wareneingang bis zur Fertigware folgen. Und man kann die Entwicklung der Produktionstechnik vom Orientteppich bis zum Wirkteppich studieren. Kollege R., der zu letzterem riet, stieg mir voran in die Orient-Teppichstickerei hinauf. Der Saal unterm Dach war von Lärm erfüllt. Die an Schwenkarmen befestigten Kurbelstickmaschinen dröhnten wie die Preßluftbohrer einer Wismutbrigade. Zum ersten Mißverständnis

gesellte sich ein zweites. Ich hatte mir den vogtländischen Orient nicht nur um etliche Nuancen stimmungsvoller, sondern auch um etliche Phon geräuschloser vorgestellt. Lustige Mädchenblicke von allen Seiten; hübsche Gesichter links und rechts, doch keine dunkelhäutige, verschleierte Fatima! Scherzworte und lustiger Singsang flogen flink wie Weberschiffchen hin und her, doch keine der hellen Stimmen paßte zu dem monotonen Sprechgesang der orientalischen Teppichknüpferinnen: „Faden eins, Faden zwei – Faden rot, Faden blau – Spielzeug der Liebe, du Täubchen von Frau – Faden drei, Faden vier – Faden gelb, Faden grün . . .“

Etwas von der exotischen Atmosphäre orientalischer Basare umgaukelte den betriebsfremden Besucher freilich auch in diesem Saal: die farbenprächtigen Teppiche, die vor jedem Arbeitsplatz von der Decke herabhingen wie im Prachtzelt eines Kalifen. Teppiche mit Palmen- und Sarazenenmotiven, mit rätselhaften geometrischen Figuren und solche, die üppigen Blumenbeeten glichen. Gewiß befanden sich unter diesen Farbvorlagen noch Muster, deren Ursprünge bis auf jene Teppiche zurückgingen, über denen vor Jahrtausenden die Nomaden in den Trockensteppen Zentralasiens ihre Zelte errichteten. Muster, wie sie in den prächtigen, von Gold- und Silberfäden durchwobenen Wandteppichen aufleuchteten, mit denen die Pharaonen ihre Paläste schmückten. Die ersten Knüpfstühle? Uralt und einfach, aber brauchbar und praktisch: ein paar zusammengebundene Baumstämme und Stangen, mit Garn bespannt, in das die Knüpfer wie in die Saiten einer Harfe griffen. Tier und Pflanze lieferten das Knüpfgarn. Pflanze und Tier – Indigo und Krapp, Purpurschnecke und Scharlachschildlaus (Koschenille) – lieferten die prachtvollen Teppichfarben. Dabei blieb es, bis die Maschinenspinnereien, der Jacquardwebstuhl und die Teerfarben kamen, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Teppichindustrie revolutionierten.

Inzwischen war der Teppich um die Welt geflogen, wie es ihm die orientalischen Märchenerzähler geweissagt hatten. Im Reisegepäck der Mauren war der Teppich bei der Eroberung Spaniens nach Europa gekommen. Über die Pyrenäen bahnte er sich den Weg nach Frankreich, wo er in Kirchen, Klöstern und Schlössern den Teppichen begegnete, die von den Kreuzfahrern im „Heiligen Land“ erbeutet worden waren. 1664 wurde im Lande des „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV. die erste staatliche Teppich-

manufaktur errichtet. Französische Flüchtlinge, durch das „Edikt von Nantes“ der Heimat verwiesen, stellten ihre Knüpf- und Webstühle in der englischen Stadt Axminster auf. Alexander Hamilton, Sekretär und Adjudant George Washingtons und Mitbegründer der Vereinigten Staaten, öffnete der Teppichherstellung die Fabriktore Amerikas. Von Brüssel aus hielt der „fliegende Teppich“ im Zeichen der Dampfschiffe und Eisenbahnen auch im Rheinland Einzug, wo eine Dürener Weberei seine Fabrikation als Nebenzweig betrieb. Den Leiter besagten Nebenbetriebes, einen unternehmungsfreudigen jungen Mann mit Bürstenkopf und Kaiser-Wilhelm-Bart, kennt der aufmerksame Leser bereits. Er hieß Carl Wilhelm Koch. Als Koch nach Oelsnitz kam, um selber Fabrikdirektor zu werden und die deutsche Teppichfabrikation im Großen zu betreiben, hatte er sowohl die Geschicklichkeit als auch die sprichwörtliche Genügsamkeit der Vogtländer in seine Rechnung einkalkuliert. Schulter an Schulter saßen die Frauen, Mädchen und Kinder, die Leidensgefährtinnen der Plauener Spitzenstickerinnen, bei Koch & te Kock an den Knüpfstühlen. Vierzehn Stunden zählte ihr Arbeitstag, verknüpft in 7000 Knoten. Die Fertigware zählte 30 000 Maschen pro Meter im Quadrat. Entlohnt wurden nicht die Stunden, die Tage, die Wochen. Koch & te Kock bezahlten die Stückzahl der Maschen, das Hundert mit zweieinhalb Groschen. Wer von den Käufern, die ihre Füße protzig auf die verschlungenen Muster der Oelsnitzer Halbmond-Teppiche setzten, fragte danach, wollte wissen, daß Frauen- und Kinderhände sie geflochten hatten wie die Ranken einer Dornenhecke.

Die Kurbelstickmaschinen in den Händen der Mädchen mit Pferdeschwanz und Pony vertrieben lärmend die spukhaft-düsteren Bilder aus dem lichtdurchfluteten Saal. „Unsere Technik der Orient-Teppichstickerei ist kaum älter als unsere Mädchen“, sagte Kollege R. mit vergnüglichem Schmunzeln und zog mich zu einem der Arbeitsplätze. „Sie ist ein Patent der Kochschen Konkurrenz, der früheren Teppichfabrik-Zentrale A. G., die heute ebenfalls uns allen gehört!“ Ich fand nach gründlicher Betrachtung, daß sich in dieser Technologie das Fremde dem Heimischen am augenfälligsten und glücklichsten verbindet. Das Grundgewebe der Stickteppiche kommt vom Webstuhl, ist wie ein Stickboden in einen Rahmen gespannt und wird gleich diesem von einstechenden Nadeln bestickt. In den Plauener Spitzenfabriken sah ich

ähnliches. Vor der Schermaschine, die die Farbenpracht und Brillanz des Musterbildes voll zur Geltung bringt, glaubte ich in einigen Stücken sogar etliche Dessins der letzten Plauener Spitzenkollektion wiederzuerkennen. So besonders in den türkischen Ornamenten und den chrysanthemenartigen Blumenranken.

Dem alten Koch ging das Geldverdienen mit den in Handarbeit hergestellten „Orient-Knüpfteppichen“ entschieden zu langsam. Sein Herz hing an der Axminsterfabrikation, und selbst diese Liebe war zweckbestimmt. Die Lektüre der von Koch verfaßten Lehrbücher und Werbeschriften für „Neulinge in Teppichgeschäften“ zeigt, daß der Oelsnitzer Teppichfabrikant mit seinem kaiserlichen Regenten außer Vornamen und Bart auch die imperialistische Großmannssucht gemeinsam hatte. „Beschämt von dem Gedanken, Europa als ‚Erdteil der Intelligenz‘ von asiatischer Kultur so völlig abhängig zu sehen“, wollte Koch mit seinen Erzeugnissen zunächst der „orientalischen Invasion“ Einhalt gebieten, um alsdann die „smarten Amerikaner“ und schließlich die „steifleinenen Engländer“ – seine eigentlichen Lehrmeister – vom „europäischen Markt“ zu vertreiben. Daß der Axminster das umständliche Handknüpfverfahren übersprang, ist für ein Kind des Maschinenzeitalters selbstverständlich. Daß er aber auch den berühmten Jacquardwebstuhl umging, der die Herstellung von Wollplüschteppichen (z. B. Schottischen, Brüsseler, Tournai- und Wilton-Teppichen) ungemein beschleunigte, erscheint schon bemerkenswerter. Daß er sogar auf die Nutznießung des sogenannten „Kettendruck“-Prinzips verzichtete, dessen Erfindung den Teppich überhaupt erst zur Massenware werden ließ, setzt den I-Punkt auf die Kochsche Liebe.

Durch die Aufzählung der vielfältigen Vorzüge der Axminsterherstellung neugierig und ungeduldig geworden, fiel mir der Abschied von den Kurbelstickerinnen nicht schwer. Erwartungsvoll betrat ich die Axminsterabteilung. Im Vorraum hingen an Stelle der Originalteppiche in der Orientstickerei merkwürdig buntkarierte Papierstreifenbündel unter der Decke. Kollegen R., der wohl merkte, daß ich voller Fragen steckte wie ein Bienenkorb voller Bienen, eilte es nicht mit seinen Erklärungen. Mit großzügiger Geste forderte er mich auf: „Bitte, suchen Sie sich einen Teppich ganz nach Ihrem Geschmack und Ihrem Geldbeutel aus. Einen persischen ‚Sarik‘ wenn’s beliebt, oder soll es ein ‚Perma‘ sein?“ Er langte eines der Bündel von der Decke,

legte die etwa einen Zentimeter breiten und drei Meter langen Karostreifen ihren Nummern entsprechend aneinander, und siehe da – es kam tatsächlich ein ‚Perma' heraus. Leider bestand sein Material nicht aus Wolle, sondern aus gelacktem Papier. Vor uns lag die in Originalgröße ausgeführte Musterzeichnung eines Axminsters.
Die im anschließenden Websaal aufgestellten Stühle waren von bescheidener Größe, die auf ihnen hergestellte Ware ohne besonderen Reiz. Ein „Neuling in Teppichgeschäften" wie ich konnte sie für Läuferstoff halten. „Wir weben die Vorware", erklärte einer der Weber, „die Chenille". Ich übersetzte mir das Fremdwort mit „Raupe", wobei ich an die Koschenille, die Scharlachschildlaus, dachte. Vor weiteren Spekulationen bewahrte mich der Betriebsarchivar, der endlich den Zeitpunkt für gekommen halten mochte, mir das Grundprinzip der Axminstertechnologie näher zu erläutern. Und das läßt sich in einem Satz ausdrücken: zwei getrennte Webvorgänge mittels zweierlei Stühlen. Der automatische Spezialgreifer-Webstuhl, vor dem wir im Gespräch mit dem Weber standen, lieferte das Muster der künftigen Axminster. Er verwandelte die karierten Längsstreifen der Musterzeichnung gewissermaßen in schmale gewebte Querstreifen, die der Vorware das läuferähnliche Aussehen gaben. Zwei ältere Arbeiter transportierten die gerollte Vorware auf niedrigen Karren in die Chenilleschneiderei. Parallel zur Fensterfront standen in langer Reihe die Präzisionsschneidemaschinen. Ihre schnell routierenden Messer zerschnitten mit metallischem Singen die Vorware in voller Länge in schmale Streifen. Unversehens verwandelten sich die Querstreifen in Längsstreifen zurück, wie es die Musterzeichnung befahl. Im gleichen Arbeitsgang wurden die Chenilleraupen einer Art „Schönheitsbehandlung" unterzogen, wurden sie gedämpft und gebürstet. Ein Vorgang, der besonders der sogenannten „Kräuselchenille" prächtig bekam.
Einer der Chenilleschneider machte mir seine Rechnung auf: „Meine Maschine schneidet Vorware von sechsundneunzig Zentimeter Breite. Der Streifen für einen hochflorigen Teppich ist zwei Zentimeter breit. Da jeder einzelne Chenillestreifen ein komplettes Teppichmuster darstellt, liefert die Maschine von einer Rolle Vorware in einem Arbeitsgang demnach die Musterteile für achtundvierzig Teppiche. Patent, nicht wahr? Deshalb heißt's wohl auch ‚Patent-Axminster'!" Kollege R., der die Richtigkeit der Rechnung bestätigte, fügte hinzu: „Verstehen Sie nun, wenn ich

Ihnen sage, daß von einem Muster mindestens vierzig Teppiche bestellt sein müssen, bevor mit der Fabrikation begonnen wird? Natürlich können auch Einzelstücke angefertigt werden, doch Sonderwünsche kommen teuer. Die Rentabilität der Axminsterfabrikation ist abhängig von der Auflagenhöhe. Besonders begehrte Muster erreichen Auflagen von sechzig, achtzig oder hundertzwanzig Exemplaren." Der Archivar blinzelte mir zu, als wollte er in seiner trockenen Art sagen: „An dieser Stelle wird der zoologische Produktionsprozeß also literarisch!" Ungewollt sprach ich aus, was ich dachte, entschlüpfte mir die vorlaute Bemerkung: „Liebhaberausgaben, von bescheidener Höhe . . ." Mein Begleiter parierte die Bemerkung mit dem Hinweis: „Nicht hoch, aber lang! Das Chenilleband eines Axminsters von 5 × 6 Metern erreicht immerhin die Länge von sechs Kilometern, Herr Kollege!"

Solche weiten Wege sah man den hölzernen Chenilleschützen der Nachware-Webstühle durchaus nicht an. Und die Schützen für den Grundschuß, der das Teppichgefüge fest in die Grundketten bindet, wieselten so flink hin und her, daß ihnen die Blicke kaum folgen konnten. Mit einem Stahlkamm fügten die Weber die eingeschossene Chenille zum Dessin, rückten da ein wenig und dort, bis das bunte Mosaik ihre Zufriedenheit fand. „Da haben Sie einen der ‚Permas', die von Oelsnitz aus in alle Welt hinausgehen, sogar in den Orient!" sagte Kollege R. der Betriebsarchivar. Und mit dem üblichen Seitenblick auf mein Notizbuch: „Falls Zahlen gewünscht sind, bitte! Tagesleistung in der Orientteppichstickerei: knapp einen Quadratmeter. Stundenleistung in der Axminsterweberei: sechs Quadratmeter!"

Pro Stunde, pro Maschinensatz ein Teppich! Damit wurde der Axminster für Carl Wilhelm Koch zum großen Profitbringer. Ihm verdankte er seine ersten Millionen, seinen ersten Millionen den anspruchsvollen Titel „Königlich Sächsischer Kommerzienrat". Rückblickend auf das erste Vierteljahrhundert seines Wirkens, brüstete sich Koch, 72 Millionen Mark Gesamtumsatz erzielt zu haben. An Gehältern für eine Handvoll Beamte zahlte er während dieser Zeit 3,1 Millionen Mark, an Löhnen für die fast 1800 Arbeiter 19,5 Millionen Mark. Die Höhe der Geschäfts- und Materialunkosten wird auf 25 Millionen Mark geschätzt. Die „restlichen" 25 Millionen jubelte sich der Sultan von Oelsnitz unter die Kommerzienratsweste. Pro Jahr ein rundes Milliönchen!

Koch hatte in seinem Gründereifer nur eins übersehen, daß nämlich kurz nach ihm ein anderer Rheinländer besuchsweise nach Oelsnitz gekommen war. Ein Mann, der die Vogtländer von ihrer chronisch-legendären Genügsamkeit kurierte, der den Oelsnitzer Arbeitern ihre wichtigste Waffe schmieden und schärfen half – ihr Klassenbewußtsein. Sein Name: Wilhelm Liebknecht. Seine Neugründung: die Ortsgruppe Oelsnitz der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Die Zeit des Sozialistengesetzes und die bürgerlich-demokratische Revolution in Rußland gingen nicht spurlos vorüber: 1912 streikten die Oelsnitzer Teppichweber für eine zwölf- bis fünfzehnprozentige Erhöhung ihrer Hungerlöhne. Doch erst die Maientage des Jahres 1945 brachten auch den Oelsnitzer Teppichwebern die endgültige Befreiung von faschistischer Unterdrückung und ihren Sieg über die Millionäre und Profiteure vom Schlage eines Koch.

Der Hitze nach zu urteilen, die in den Sälen brütete, ging es auf Mittag zu. Durch die geöffneten Fenster im Treppenhaus grüßte die breite Elsteraue herein. Dahinter erkannte ich als weißblauen Tupfen auf grüner Palette den Stausee. Wenn das Wetter hielt, was es versprach, würde ich morgen wieder an seinen Ufern sein, in der Sonne liegen und darauf warten, daß jemand kommt und mich zu einer Bootsfahrt einlädt. „Schöner Ausblick!“ sagte Kollege R., der neben mir stand. „Aber die Tournai-Technik mit einer Stundenleistung von 33 Metern im Quadrat, die müssen Sie auch noch kennenlernen!“ Und die Tournai-Weberei, deren Erzeugnisse mit ihren von der Farbenzahl bestimmten zwei-, drei- oder gar sechschorigen Teppichen zum musikalischen Genre hinneigten, bildete noch längst nicht die letzte Station unseres Wandelns und Wanderns durch das Labyrinth der Hallen und Gebäude, Maschinensäle, Lagerräume, Materialausgaben, Höfe und Betriebsbüros. Mein Begleiter, unermüdlich in seiner Ausdauer, führte mich vor den Riesenwebstuhl, der die Herstellung von Teppichen und Fußbodenbelagen bis zu 12 Meter Breite – bei beliebiger Länge – ermöglicht. Wir atmeten die Dämpfe der Färberei, standen im Hitzeflimmer des automatischen Trockenofens und unterhielten uns mit den Arbeitern an den überdimensionalen Schlichtetrommeln, auf denen verschiedene Teppichqualitäten die erforderliche Appretur erhalten. Wir waren selbst dann noch auf den Beinen, als die Weber und Weberinnen ihre Beine zufrieden unter den gedeckten Mittagstisch

steckten, die Weberjugend sich am Elsterufer in der Sonne räkelte und die Älteren in der Wolle neben den Webstühlen eine Mütze voll Schlaf nahmen. Die Ruheräume der einzelnen Websäle waren nur mäßig belegt, die Werkbücherei nur mäßig besucht, was mich bei einem solchen Wetter nicht verwunderte. Meine Augen schmerzten vom bunten Gewirr der Florfäden. Die Ohren dröhnten vom Geräusch der Maschinen, und im Kopfe schossen mir die Gedanken wie Webschützen hin und her.

Mit einem Seufzer der Erleichterung sank ich am späten Nachmittag in einen der bequemen Sessel, die im Büro des Produktionsleiters standen. Auf die Frage des Produktionsleiters – ich schätzte ihn Anfang der Dreißig –, ob ich mir alles angesehen habe, was die Oelsnitzer Teppichindustrie ausmache, klopfte ich selbstzufrieden auf mein Notizbuch. Doch schon die nächste Frage, mit der mich der Fachmann ins Examen nahm, machte mich unsicher und verlegen. Wie sollte ich den auf Polyamidbasis hergestellten ‚Rubin' begutachten, wenn ich nicht mehr wußte, wo ich ihn gesehen hatte? Kollege R. räusperte sich. „Erinnern Sie sich der Tournai-Weberei?" fragte er und seine Blicke kreisten mit spöttischem Funkeln um mein strapaziertes Notizbuch. „In der Tournai-Weberei zeigte ich Ihnen unsere Dederonteppiche, vorher die Bouclés. Und die Materialunterschiede, die erklärte ich Ihnen auch . . ." Der Produktionsleiter zeigte Verständnis für meine Situation. „Trösten Sie sich, Kollege, auch die Meister der Teppichweberzunft fallen nicht vom Himmel!" sagte er. „Der Adorfer ‚Herat' wird ebenfalls auf Polyamidbasis hergestellt. Kollege R. hat sie bereits in unserem Adorfer Werk angemeldet. Sie müssen doch unbedingt das eigentliche Gegenstück der Axminsterweberei, die Doppeltechnik, kennenlernen. Das bedeutet: zwei Teppiche in einem Webvorgang und auf einem Stuhl. Tagesleistung etwa 20 Quadratmeter . . ."

Mit meinem Notizbuch liebäugelnd, konzipierte ich halblaut den fälligen Eintrag: „Im VEB Halbmond-Teppiche wird die Anwendung der neuen Technik groß geschrieben!" „Das schon", erwiderte der Produktionsleiter, dem meine Bemerkung nicht entgangen war. „Aber die Doppeltechnik, die Herstellung von durchgewebten Teppichen, fällt noch unter die alte Technologie. Sie müssen wissen, daß der Doppelmokett-Stuhl bald seinen hundertsten Geburtstag feiert."

SLUB
Wir führen Wissen.

Der Produktionsleiter reichte mir ein broschürtes Büchlein mit der Aufschrift: „Siebenjahrplan des Bezirkes Karl-Marx-Stadt“ und verwies mich auf eine darin angestrichene Stelle. Und ich las: „Im Kreis Oelsnitz ist die Textilindustrie vorherrschend. Ihr Anteil an der Gesamtproduktion betrug 85,4 Prozent im Jahre 1958 und steigt bis 1965 auf 90,9 Prozent. In der Hauptsache wird die Steigerung vom VEB Halbmond-Teppiche gebracht, der seine Bruttoproduktion bis 1965 um mehr als das Vierfache steigert. Zur Erreichung dieses Zieles sind die im Rekonstruktionsplan festgelegten Maßnahmen, wie die Einführung der neuen Wirkteppichproduktion, vorrangig durchzuführen.“

„Da haben Sie den schriftlichen Extrakt der neuen Technik und unserer Perspektiven, über die wir uns beim Rundgang durch die neue Wirkteppichabteilung unterhielten“, erinnerte mich der Betriebsarchivar an eine der vielen Episoden dieses ereignisreichen Tages. Diesmal hätte es seiner Erinnerung nicht bedurft. Deutlich sah ich den großen Saal wieder vor mir, die Maurer beim Gießen der Betonfundamente, die Monteure beim Aufstellen der ölglänzenden Maschinen, die Meister beim Einrichten derselben. Den tieferen Sinn meines Besuches in der volkseigenen Teppichfabrik erkennend, überwand ich die Verlegenheit, verspürte ich wieder jenes beglückende Gefühl, das ich zuerst bei dem Gang durch die neuen Wohnviertel von Plauen, später auf dem Bauplatz der Talsperre Pöhl empfunden hatte. Auch hinter den verblichenen Fassaden der Kochschen Fabrik wuchs und reifte das Neue.

„Wie in der Orientstickerei dem Webvorgang ein zweites Herstellungsprinzip verbunden ist, eben die Stickerei, so lehnt sich die neue Technik an das bekannte Wirkprinzip an ... Kommen Sie in drei Monaten wieder, und wir können Ihnen ...“, hörte ich den Produktionsleiter mit ruhiger, wie von weither kommender Stimme sagen. Das aber drang mir ins Bewußtsein, und ich schrieb es mir auf: „Durch die neue Technik wird die Arbeitsproduktivität auf das 3½fache bis 4fache gesteigert!“

SLUB
Wir führen Wissen.

Begegnungen in und um Bad Elster und Radiumbad Brambach

Was wäre eine Urlaubsreise (oder gar ein Kuraufenthalt) ohne neue Bekanntschaften? „Licht und Schatten muß es geben, soll das Bild vollendet sein . . .“, schrieb einmal ein Dichter, und die Conférenciers in den Erholungsgebieten unserer Republik zehren noch heute davon. Dabei hatten wir es am Tage unseres Kennenlernens weder darauf angelegt, alten Bekannten zu begegnen, noch neue Bekanntschaften zu suchen. Wir legten vielmehr Wert darauf, möglichst frühzeitig aus dem ‚Bad in den Wäldern und Bergen‘ hinaus- und unangefochten über die Arnsgrüner Höhe ins Tetterweinbachtal hinüberzukommen. Denn dieser Tag – der fünfte unseres Aufenthaltes im Volksheilbad Bad Elster – zählte zu den Tagen, die den Gaststättenleitern und Ansichtskartenverkäufern Rekordumsätze bringen. Es war ein Sonntag . . . Doch niemand soll glauben, wir wären allein den Vogtländischen Klößen mit Schöpsenbraten und einem „pünktlichen“ Wernesgrüner , Pils“ zuliebe vor dem ersten Hahnenschrei und Autohupen zum „Weißen Rössel“ hinaufgestiegen. Der Besuch in den Teppichfabriken von Oelsnitz und Adorf und die Beschäftigung mit Bad Elsters Vergangenheit als Weberdorf hatten uns dazu angeregt, den letzten vogtländischen Hauswebern nachzuspüren.

Die Elsteraner wiesen uns nach Arnsgrün, die Arnsgrüner nach Gettengrün, und hätten wir dort kein Glück, könnten wir es in Ebmath versuchen. Wir gaben im „Weißen Rössel“ unsere Karte ab und versuchten unser Glück. Der Tag war jung und schön, der Himmel ohne Wolken. Und zwischen Arnsgrün und Gettengrün wußten wir den Tetterweinbach, dessen Namen ich mir zuerst in Oelsnitz, zuletzt in

Bad Elster notierte. Ein Naturfreund, der es wissen mußte, hatte mir gesagt, im Tetterweinbach gäbe es noch welche – Perlmuscheln nämlich, deren wohlklingender lateinischer Gattungsname ausgeschrieben zu werden verdient: Margaritana Margaritifera Lamellibranchiata. Ihre Perlen genossen solche Berühmtheit, daß sie schon fünf Jahrhunderte vor uns die schatzsuchenden Venetier oder Walen anlockten. Perlen von solcher Kostbarkeit, daß sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts die markmeißnischen Landesherren dazu bewogen, einen staatlichen Perlenfischer anzustellen. Sein Jahresgehalt: 10 Gulden. Dafür prangten auf der „Habenseite" des 18. Jahrhunderts rund 11 000 „Elsterperlen" Gewinn. Die Schalen blieben den Vogtländern überlassen, die geschickt genug waren, Perlmuttwaren daraus zu fertigen – ein wenig bekanntes Gewerbe, das sich bis heutigentages in Adorf erhalten hat, wenngleich das Rohmaterial eingeführt werden muß. Die Elstermuschel selbst ist durch die industrielle Verschmutzung der Wasserläufe fast gänzlich ausgestorben. Nur die Naturschutzbeauftragten kennen die Lage der letzten Muschelbänke in den Nebenbächen der Elster, und sie wissen ihr Geheimnis zu hüten.

Wir folgten jeder Windung des Baches, der uns geschwätzig entgegenkam, umgingen die alten Mühlen und holten uns im Sumpfgras nasse Füße. Eine Muschelbank entdeckten wir nicht und keine silberblitzenden Elritzen oder Forellen, die den Muschellarven als Wirtstiere dienen. Nur einen großen grünen Wasserfrosch mit dunklen Glotzaugen und aufgeblähten Schallblasen hinter dem Maul störten wir beim Fliegenfang. Um keinen Unmut aufkommen zu lassen, genügte es, sich für einen Augenblick aus der wohltuenden Einsamkeit hinüberzudenken nach Bad Elster mit seinen überfüllten Parkplätzen und Parkanlagen. Das Hinüberdenken glich einem „Rösselsprung" – es führte über die Arnsgrüner Höhe. Schwer zu sagen, ob das plötzliche Magenknurren den Gedanken an die vorbestellten Klöße oder das Erinnern an die vorbestellten Klöße das Magenknurren auslöste. Aus der Ferne meldete sich ein grollendes Echo und zerstörte mißtönig die aus Bachgeschwätz und Grillenzirpen gewobene Landschaftspoesie.

Vom Elstergebirge her steuerte ein düsteres Wolkenschiff der Sonne zu. Durch die Wipfel der Fichten ging ein Rauschen, und die Birken im Talgrund verloren unter dem schroffen Anprall des Windes ihr goldgelbes Laub. Und weit und breit keine

Menschenseele, kein schützendes Dach, keine Scheune, kein Haus. Nahe wußten wir nur die Grenze, die zur Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik und die nach Bayern wohl auch. Am Rande der Talstraße streckte ein Wegweiser seine Arme kläglich in die vier Winde. Seine verwaschenen Inschriften besagten, daß es talwärts nach Adorf ging. Bergwärts, nach Roßbach, war es näher. Das aber lag schon jenseits der Grenze. Vom „Weißen Rössel" und den Vogtländischen Klößen stand nichts darauf geschrieben. Unerbittlich wuchs die Wolkenwand über die Berge und sich selbst hinaus. Nun mochten die Landleute im Bayrischen drüben, wie die Vogtländer scherzhaft sagen, emsig beim Beten sein: „Jesses Maria, louß Gwitta vazöiha, louß eini nouch Sachsn, dou koa's wachsn!" Da fielen auch schon die ersten großen, schweren Tropfen.

Die Popelinejacken über den Kopf gezogen, sprangen wir auf das vor uns liegende Gebüsch zu und – verhielten mitten im Sprung. In den Zweigen rührte sich's. Ein aufgescheuchter Hase hetzte in langen Zickzacksätzen zum Waldrand hinauf. „Vorsicht!" flüsterte meine Frau. „Da lauert einer. Ein Mann. Mit einem Knüppel bewaffnet!" Meine Gedanken vollführten einen tollen Wirbel, gaukelten mir Dutzende Figuren im Reigen um ein haltgebietendes Grenzschild vor: Grenzgänger und Grenzer, Raubschützen und Pascher, Geheimagenten und Grenzpolizisten. Aus dem Gebüsch trat eine hochgewachsene, graugekleidete männliche Gestalt. Der Mann trug wirklich einen Knotenstock in der Hand und einen Feldstecher vor der Brust. Mißtrauisch musterte er uns vom durchnäßten Scheitel bis zu den nassen Sohlen. In Hast überschlug ich mein tschechisches Vokabular und schnurrte so etwas wie einen Freundschaftsgruß . . . Bratrský pozdrav Přatelstvi! Der Unbekannte erstarrte, suchte sichtlich nach Worten und seufzte in komischem Entsetzen: „Na, also! Da bin ich doch über die Grenze geraten!"

Das ergötzliche Mißverständnis war schnell geklärt. „Als U-Bahn-Schaffner kenne ich mich in Berlin wie in meiner guten Stube aus", sagte der Mann in reinstem Berlinerisch. „Aber hier herum muß ich mich erst orientieren!" Als sich herausstellte, daß er gleich uns aus Bad Elster kam, fragten wir wie aus einem Munde: „Wo wollen Sie denn hin?" Auf der Suche nach dem „Alten Schloß Schönfeld" war er aus dem

Zeidelweidtal ins Tetterweinbachtal geraten. Wie konnte ein Berliner, mit den friderizianischen und wilhelminischen Schloßbildern vor Augen, auch ahnen, daß hierzulande ein „Schloß“ – und selbst wenn es sich dabei um den Sitz der Stammherren von Elster handelte – zuweilen nicht mehr darstellt, als ein von Unkraut überwuchertes Inselchen. Unser eigenes Vorhaben amüsierte und interessierte ihn gleichermaßen. „Perlensuche ist gut!“ sagte er lachend – und mit einer leichten Verbeugung: „Wenn's gestattet ist, meine Herrschaften, begleite ich Sie! Schulze ist mein Name!“ So begann eine der üblichen Urlaubsbekanntschaften, eine von der harmlosen Art.

Mit nachlassendem Regen gingen wir zu dritt unseren Nasen nach und landeten eine halbe Stunde später in der Grenzschänke kurz vor Roßbach, dessen Häuserdächer und Schornsteine über die abgeernteten Getreideschläge zu uns herübergrüßten. Der Wirtin, die uns einen in Adorf gebrauten „Roßbacher Bitter“ servierte, waren die Perlen im Tetterweinbach unbekannt. Doch wo ein Handwebstuhl stand, das wußte sie. Beim Briefträger, im letzten Haus von Gettengrün. Der Weg entlang der Kammhöhe war unbeschreiblich schön. Im Nordosten reichte der Blick bis nach Schöneck, der Stadt auf dem Berge. Im Süden konnten wir die hochgelegene Kirche von Landwüst erkennen. Der kurze Regenguß war der Landschaft prächtig bekommen. Die Weideflächen schimmerten und flimmerten im Regenbogenglanz. Das buntgescheckte Vieh, gesund und von kräftigem Wuchs, sah wie frischgewaschen aus. Es hätte jeder Landwirtschaftsausstellung Ehre gemacht. Selbst der Laie – und wir zählten dazu – spürte, daß man der Rinderzucht in dieser Gegend besondere Bedeutung beimißt.

Die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft verwandelte die schmalen, kargen Feldstreifen der Bergbauern in großflächige Mähweiden. Sie ermöglichte den Genossenschaftsbauern, was früher nur den Besitzern der Rittergüter und den wirtschaftsstarken Großbauern möglich war, eben die Viehzucht, mit allem, was dazu gehört, mit Großstallungen, mit der Mechanisierung der Stallarbeiten und einer großzügigen Futter- und Weidewirtschaft. Was die Kraft des einzelnen überstieg, ermöglichte ihm die Gemeinsamkeit.

Trotz des Dürrejahres, des Sorgenbringers der Bauern im Tiefland, stand hier oben der Mais prall auf den Stengeln. Goldgelb leuchteten seine Kolben aus den Blätter-

falten. Die Hackfrüchte, Kartoffeln und Rüben, versprachen reiche Ernte. An der gegenüberliegenden Berglehne brachten die Bauern das Grummet ein.

„Die Menschen leben wie im Paradies", sagte unser Begleiter und atmete mit vollen Lungen die würzige Frische der Luft. „Sie haben alles, was uns Großstädtern fehlt!" Er schlug mit seinem Stock nach den Disteln am Wiesenrand. Herr Schulze, der sich für sein Alter erstaunlich aufrecht hielt, war weder ein Schwärmer noch ein Griesgram. Doch ich glaubte zu ahnen, woran er dachte, was ihn bewegte und zu der heftigen Reaktion veranlaßte. Dröhnende U-Bahn-Gleise . . . in bläuliches Licht gehüllte Stationen . . . die schwarzen Eingeweide der Millionenstadt . . . das war sein Alltag, sein Leben. „Ob die Menschen das alles zu schätzen wissen?" fragte er mit weitausholender Armbewegung, die auch die Bauern einschloß. Hinter einer sichtverwehrenden Waldecke, die ein Grenzpfahl markierte, führte der Weg auf ein niedriges, weißgetünchtes Fachwerkhaus zu. In dem kleinen Bauerngarten blühten die Blumen des späten Sommers. Eine junge Frau pflückte Pflaumen; sie ließ sich durch unser Dazwischentreten nicht in der Arbeit stören. Sie füllte uns mit den kirschgroßen Früchten die Hände, als wären es Eierpflaumen der saftigsten Sorte, dabei schmeckten sie saurer als ungesüßter Rhabarberwein.

„Na, hörn Se!" sagte Herr Schulze. „Zu was soll'n die gut sein?" Er hatte sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden. „Schmecke Ihne unnre 'Kriescheln' net?" fragte die Häuslerin enttäuscht. „Wir tue halt viel Zucker draa!" Es war „unsere" Weberin. Der hölzerne Handwebstuhl stand noch am selben Platz in der Wohnküche, an dem ihn vor Generationen einer ihrer Vorfahren aufgestellt hatte. Groß und breit, von Rauch und Schweiß gebeizt, beherrschte er den Raum und reichte fast bis unter die niedrige Decke. Kein katalogisiertes Museumsstück, kein totes Mobilar, sondern ein Stück vom leidvollen Leben derer, die sich vom Hungerlohn der Weber nährten. Die Frau hatte Mühe, in den Stuhl hineinzuklettern, und tat es – am Sonntag – bloß uns zu Gefallen. Sie ergriff das Schiffchen, schwang die Weblade an, und da war es wieder, das hartschlägige „Gelitsche . . . Gelatsche . . . Gelitsche . . . Gelatsche", das die winzigen Fensterscheiben erzittern ließ. Der Schußfaden kreuzte die Kettfäden. Auf und ab bewegten sich die Schäfte auf dem Zeugbaum. Das fertige Gewebe ließ das Muster jener Decken erkennen, die in den Kunstgewerbegeschäften

mit dem Prädikat „Handgewebt“ ausgezeichnet sind. „Döis doa mache iech fei när newehär für 'ne Fabrik in Ebmah drüwe“, erklärte die Weberin. „Aasonste sei mei Moa un iech de Gettengrüner Poast!“

Unser Wanderfreund, der ausgezogen war, ein Schloß zu entdecken, und dabei ein wenig von dem Land und seinen Leuten entdeckt hatte, schwieg nachdenklich. Und er wäre gewiß noch stärker beeindruckt gewesen, hätte er gewußt, daß um 1750 König Friedrich II. Hunderte Weber aus diesen stillen Waldtälern, wo es sich „wie im Paradies lebte“, nach Berlin holte. Preußens Gloria – Soldaten, Korporäle und Invaliden – saß zwischen den Kriegen in den Kasernenmanufakturen am Spinnrad. Bis an die Schwelle unserer Tage hieß die Gegend vor dem Hamburger Tor, in der die ersten Mietskasernen entstanden, das „Vogtland“. Es war das berüchtigste Armenviertel Berlins und das kinderreichste. Nicht wenige „waschechte“ Berliner mögen Nachkommen der eingebürgerten Vogtländer sein. Möglich war aber auch, daß Herrn Schulzes Nachdenken dem Rückweg galt. Mit zwei, drei Stunden Fußmarsch war zu rechnen. Reichlich spät für den Besuch des Sonntagabendkonzertes, zu dem ich die Karten in der Tasche trug. Zum Glück zählt selbst die kleinste und entlegenste Postagentur, und sei es die in einer Hausweberstube, ein Telefon zu ihrem Inventar. Wider Erwarten blieb unser Begleiter, während wir dem aus Bad Elster bestellten Mietwagen entgegengingen, schweigsam und in sich gekehrt. Er blickte vor sich hin, als bedrücke ihn etwas. Nur die Bewegungen seines Stockes, mit dem er bald heftig aufstieß oder durch die Luft hieb, verrieten seine innere Erregtheit. „Dreißig Jahre bin ich im Dienst, immer unter der Erde, die so schön ist . . .“, sagte er einmal. Und später fügte er ohne rechten Zusammenhang hinzu: „Die Kur in Bad Elster bekommt mir gut . . .“ Das war das einzige, was wir an diesem Nachmittag über seinen Kuraufenthalt sprachen, und ich fragte ihn absichtlich nicht nach seinem Leiden.

Unweit des verwitterten Wegweisers und des geheimnisvollen Gebüsches, wo unsere Bekanntschaft ihren Anfang genommen hatte, trafen wir das Auto. „Na, hörn Se! Das klappt besser als bei der U-Bahn!“ bemerkte Herr Schulze. „Da will ich mich mal von den Herrschaften verabschieden und seitwärts ins Gebüsch schlagen!“ Unsere Einladung zur Mitfahrt nahm er nur zögernd und doch erleichtert

an. Die Unbeholfenheit, mit der er sich neben den Fahrer setzte, und das schweigende Behagen, mit dem er die Heimfahrt genoß, verrieten uns, daß Autopartien nicht zu den Gepflogenheiten seines Lebens zählten.

Als wir kurz hinter Adorf in die Hauptstraße einbogen, auf der uns von Bad Elster her in schier endloser Kolonne, per PKWs, Motorrädern, Omnibussen, Mopeds, Fahrrädern und Lastkraftwagen, die Sonntagsausflügler entgegenkamen, vor denen wir geflüchtet waren, fragte meine Frau unvermittelt: „Du bekommst doch noch eine dritte Karte für das Konzert?“ Ich nickte Zustimmung. Anders Herr Schulze. „Konzert ist gut“, sagte er. „Ich habe in Berlin den ganzen Tag Konzert. Was meinen Sie, was ich mir für Arien anhören muß!“ Um es kurz zu machen: Fünf Minuten vor halb acht saßen wir im festlich beleuchteten Kurtheater. Uns zur Seite ein gutaussehendes, mit lässiger Eleganz gekleidetes Paar. Und unser U-Bahn-Schaffner? Der hatte den Sessel neben ihnen inne. Er rückte ein wenig unruhig hin und her, schickte ab und zu einen Blick zu uns herüber, blinzelte in das Licht des Kristallleuchters, blickte erwartungsvoll auf den samtbraunen Bühnenvorhang, blätterte in dem mit Notenzeilen geschmückten Programmheft. „Stunde der Musik – Liederabend – Kammersängerin Irmgard Arnold“, lautete der Programmtitel.

Herr Schulze kam mit den Stuart-Liedern nur schwer zurecht und spendete der Künstlerin sicherlich nur deshalb Beifall, um seine Nachbarn nicht zu verärgern. Der Blick, mit dem er uns in der darauffolgenden kurzen Pause bedachte, mochte sagen: „Na, hörn Se! Das soll unsereins verstehen?“ Es folgten die Volkslieder. Weisen, einfach und schön, wie die gemeinsam durchwanderte Landschaft. Das Lied vom Wacholder erinnerte irgendwie an unser Zusammentreffen im Tetterweinbachtal; das Lied von Wanja dem „Hänschen“ an eine junge Frau unterm Pflaumenbaum, an die beweglich-flotten Doppellaute ihrer Sprache, die sich gleichsam im Takt des vogtländischen Halbdrehers wiegt. Unauffällig beobachtete ich unseren Gast, bemerkte, wie er sich vorbeugte, damit ihm keines der Worte des Liedes entgehe. Nach dem übermütig-lustigen „O rududu“ übertraf sein Beifall an Lautstärke und Herzlichkeit den seiner Nachbarn bei weitem. Die folgende Nummer, ein rhythmischer „Bolero“, weckte Verständnis für die Wolfschen Weisen aus dem „Spanischen Liederbuch.

Der zweite Teil des Liederabends begann mit der „Ballade vom Wasserrad“ von Eisler/Brecht. Und abermals verwoben sich für uns die Worte und Töne zum Bild der erlebten Landschaft, mit ihren Mühlen am Bach, den sonnenflimmernden Hängen, den Bauern bei der Grummeternte und auf hochbeladenen Erntewagen. Das Lied warf die Frage auf: Was wäre die Landschaft ohne die Schöpferkraft des Menschen, welche die Wasser zwingt, das Mühlrad zu treiben, die den Feldern und Fluren ihre Frucht abringt? Was wäre die Heimat ohne den Rhythmus Millionen tätiger Hände – als Heimstatt der Arbeiter und Bauern erkämpft unter Blut, Schweiß und Tränen? Und das Lied gab die Antwort darauf: Das eine ist vom anderen nicht zu trennen, weil es zusammengehört wie Sonnenschein und Regen, ohne die der Halm auf dem Feld keine Ähre trägt. Unser Wanderfreund, der zum ersten Mal in seinem Leben im Konzertsaal saß, hatte von der Musik und die Musik hatte von ihm Besitz ergriffen.
Als wir uns zu später Stunde vor dem Kurhotel, in dem der Berliner Kurpatient wohnte, voneinander verabschiedeten, drückte er uns fest die Hand. „Das Leben kann schön sein“, sagte er bewegt. „Schön, wenn man es bewußt lebt, wenn man vorwärts lebt . . .“ Und nach einer Pause verhaltenen Schweigens: „Seit mir der Krieg die Familie nahm, lebte ich der Erinnerung. Das hat mir das Leben und die Arbeit so schwer, das hat mich sonderlich und krank gemacht. Nun wird es anders werden!“ Seine Worte, die uns offenbarten, von welcher Art die Menschen waren, die in Bad Elster Heilung von ihren Leiden und Kraft für neues Schaffen suchten, klangen lange und tief in uns nach.

Die Lage des Quartiers konnte nicht günstiger, das Gegenüber kaum reizvoller sein. Traten wir frühmorgens auf den Balkon, um uns den Schlaf aus den Augen zu reiben, entbot uns die goldene Nymphe, die die Kuppel der Marienquelle ziert, den Morgengruß. Ein paar Schritte über den Badeplatz – und wir standen vor dem Quellenhaus. Ein paar Stufen hinabgestiegen – und das Wasser der Quelle rann in unser Glas. Fanden wir die „Stammbank“ auf dem Badeplatz besetzt, reihten wir uns in die Prozession der Brunnentrinker ein, die, das Trinkglas in der Hand, durch die Wandelgänge unter den Kolonnaden und über die Promenaden lustwandelten. So ist es seit hundert Jahren – rings um die Quellen und Bäder geben sich die Elsteraner Kurpatienten ihr

morgendliches Stelldichein. Die einen – wie gesagt – mit dem Trinkglas in der Hand, die anderen mit dem Badetuch unterm Arm, die dritten mit beiden Utensilien, alle aber das natürliche Heilgut genießend, von dem schon im legendären „Walenbüchlein“ geschrieben steht, daß es „zur Leibesnotdurft gar wohl dienlich und absonderlich gegen die bösen Leibeswetter zu gebrauchen“ sei. Diese Schrift entstand etwa zur selben Zeit, zu der – der Sage nach – Kaiser Karl VI. die Heilquellen von Karlovy Vary entdeckt haben soll, dessen Geschichte der von Bad Elster in vielen Zügen ähnlich ist. Das Verdienst, den Elstersäuerling wiederentdeckt, den Menschen nutzbar gemacht und zur medizinischen Anerkennung verholfen zu haben, gebührt einem Manne, dessen Name heute nur noch eine abseits des „Kurviertels“ gelegene Straße und die Titelseite einer vergilbten Druckschrift aus dem Jahre 1669 trägt – Georg Leisner. Unter der Regentschaft des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz als Stadtphysikus und Medicus ordinarius zu Plauen tätig, wurde er beauftragt, den Salzgehalt der Quelle in der Elsteraue zu untersuchen. Den umfangreichen Untersuchungsbefund, betitelt „ACIDULARUM ELISTRANARUM LYMPHA. Das ist Kurtzer Bericht des Elster-Säuerlings“, widmete Leisner seinem Auftraggeber. Daher der Name „Moritzquelle“, wenngleich ihr die Kurpatienten und die Einheimischen zuweilen eine andere Deutung geben, galt doch Bad Elster späterhin lange Zeit als ausgesprochenes „Frauenbad“ für unterleibskranke und blutarme Frauen und Mädchen. Herzog Moritz hatte auf die Salzgewinnung spekuliert. Leisners Lobgesang auf die „liebliche helle und durchsichtige cristallinische Schönheit des Brunnens“, sein Hinweis darauf, daß er „bishero bey vielen unterschiedlichen Patienten mit Nutzen gebrauchet worden“ sei, trugen deshalb dem Elster-Säuerling vorerst nur eine schlichte Eichenholzfassung ein. Gut genug für die Dorfbewohner, die sich an dem Brunnen – besonders zur Erntezeit – ihre Tonkrüge füllten. Ansonsten verrann das kostbare Naß bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ungenutzt über die Rittergutsflur derer von Zedtwitz in die Weiße Elster. Als sich 1835, unter Vorsitz des fortschrittlichen Bürgermeisters Todt aus Adorf, die „Aktiengesellschaft zur Förderung der Heilquellen von Elster“ konstituierte, machte eine mit Holzwannen ausgerüstete Bretterbude neben der Quelle das gesamte Kur-„Inventarium“ aus. Wie die Chronik zu berichten weiß, waren es ganze 129 Badegäste, die am 24. Juni des Revolutions-

jahres 1848 den Geburtstag des „Königlich Sächsischen Staatsbades“ miterlebten. Bad Elster kam erst in Mode, als die alljährliche Bäderreise für die „gehobenen Stände“, für das unternehmende Bürgertum – aus Gründen des Renommees – obligatorisch wurde. Zusammen mit den Fabrikgebäuden und den Fabrikantenvillen in Auerbach und Oelsnitz, im selben Jahrzehnt wie die Mietskasernen in Plauen entstanden im Elster- und Kesselbachtal Quellen- und Badehäuser, Hotels und Villen, Fremdenheime und Sanatorien, Straßen und Kanalisation, Parkanlagen und Vergnügungsstätten. Wozu noch länger in den Chroniken blättern? Eine Kopfdrehung genügte, um das Palasthotel „Wettiner Hof“ und das „Kurhaus-Casino“ in unser Blickfeld zu rücken, die pomphaften Häuser, in denen sich die „gute Gesellschaft“ zu Reunions, Militärkonzerten und den Veranstaltungen „besserer Künstler“ ihr Stelldichein gab. Dieselben Kreise und dasselbe Gehabe wie im benachbarten Karlsbad. Nicht anders als in Bad Homburg vor der Höhe, am Fuße des Taunus, und in Baden-Baden, zu Füßen des Schwarzwaldes.

Die Brunnenmädchen in den schwarzen Samtmiedern, mit vorgebundenen Spitzenschürzen und den „jakobinischen“ Rothäubchen auf dem Kopf knicksten, knicksten, knicksten . . . Sie knicksten vor Schloßhauptmännern und Kammerherren, Hofmarschällen und Hofjägermeistern, Kommerzienräten und Bankiers aller Himmelsstriche. Die Badefrauen richteten – assistiert von Leibärzten, Kammerzofen und Kammerdienern – der XXVI. Prinzessin von Reuß, einem weiblichen Sproß vom verdorrten Stamm der Plauener Vögte, dem Kronprinzen Georg von Sachsen und Seiner Majestät König Friedrich August III. das Bad. Die Hausburschen des Palasthotels wienerten den Herren Krupp und Schacht die Lackschuhe, wichsten den Reichswehrexzellenzen Groener und von Seeckt die Stiefel. Dieselbe „Creme“ wie in Karlsbad, Bad Homburg vor der Höhe, Baden-Baden . . .

Vergnüglich, den Kurpatienten, den Männern und Frauen, die ungezwungen, selbstbewußt und ansehnlich gekleidet an unserer Stammbank auf dem Badeplatz vorbeidefilierten, in die Gesichter zu schauen, auf die Hände zu blicken, in denen sie die Trinkgläser hielten, die Wortfetzen ihrer Gespräche aufzufangen, um ihre Herkunft, ihren Beruf zu erraten. Die beiden jungen Frauen in den bunten, weitschwingenden Röcken, die aus der Buchhandlung unter den Kolonnaden traten, mochten Lehre-

rinnen oder Kindergärtnerinnen sein. Dem etwa fünfzigjährigen Mann mit der zusammengefalteten Zeitung in der Tasche seines Zweireihers sah man den „Sitzberuf“ an, den Verwaltungsangestellten, Buchhalter oder Disponenten. Der Grauhaarige neben ihm, der sein faltenreiches Gesicht der Sonne zuwandte, erinnerte mich an einen der Bergarbeiter, die in Bad Elster ihre eigenen Sanatorien haben. Arbeitende Menschen allesamt wie der Berliner U-Bahn-Schaffner, von dem wir uns nach dem Konzert am Vorabend vor dem Palasthotel verabschiedeten, das heute den Namen „Karl-Marx-Hof“ trägt. Im Volksheilbad Bad Elster ist die „Kurzeit“ für Potentaten und Aristokraten, für Nichtstuer und Profiteure abgelaufen.

Die Sonne, die sich vom Brunnenberg zum Plattenberg hinübergeschwungen hatte, stand auf der Mitte ihres Weges zwischen Morgen und Mittag. Sie stieg immer höher in den wolkenlosen Himmel hinein, und immer kürzer wurden die Schatten. Die Luft war wie von einem hauchdünnen Seidenschleier durchzogen und von Blumenduft erfüllt. Jenseits der Beete und Rabatten mit Fuchsien und Begonien, Salvien und Pantoffelblumen sprang der glitzernde Wasserbogen eines Springbrunnens auf und fächelte Kühle. Wir hatten unser Trinkglas mit der eingeätzten Elster, deren Abbild einem in Bad Elster auf Schritt und Tritt allgegenwärtig ist, bis auf den Grund geleert. Die kurärztliche Empfehlung, den Heiltrank „spazierengehenderweise in kleinen Schlücken“ zu genießen, verdient Beherzigung und Anerkennung. Sie begünstigt nicht nur den Genesungs-, sondern fördert auch den Denkprozeß. Beschäftigen sich beim Morgentrunk die Gedanken mit der bewegten Vergangenheit des Heilbades, so sinnt man ein andermal, vielleicht am Nachmittag oder an einem Regentag, mit philosophischer Miene an das kunstvoll geschmiedete schwarzgoldene Geländer über dem Quellgeschoß gelehnt, dem Ursprung der Heilwässer nach.

Soweit sind sich die Fachleute einig, daß die Heilquellen, die für Bade- und Trinkkuren benutzt werden, ein Geschenk der Natur darstellen, Zeugnisse für die letzte revolutionäre Periode der Erdgeschichte, die jungvulkanische Tätigkeit des Tertiärs. An den Bruchrändern der Gebirge, wo einst die glutflüssigen Lavaströme in der Tiefe steckenblieben und zu Basaltgesteinen erstarrten, wirkten und wirken die vulkanischen Restkräfte unablässig weiter. In den innerirdischen „Schatzkammern“ des

Grundwassers vollziehen sich dabei dem Nichtfachmann geheimnisvoll erscheinende chemische Umsetzungsprozesse, als deren Produkt längs der alten geologischen Störungslinien die Mineralquellen entspringen. Im oberen Vogtland sind es außer den Quellen in Bad Elster, die von Sohl und Bad Brambach, von Erlbach und Schönberg. Und jenseits des Elstergebirges: Mariánské Lázně (Marienbad), Františkovy Lázně (Franzensbad), Karlovy Vary (Karlsbad).

Wie alle Gaben der Natur durch die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen verblüffen, sind auch die heilkräftigen Wässer von unterschiedlichster physikalischer und chemischer Qualität. Wenn es heißt, daß im Volksheilbad Bad Elster insgesamt sechzehn Quellen – teils zu Trinkkuren, teils als Mineralbäder – zur Verfügung stehen, so gleicht doch nicht eine Quelle der anderen, und in jeder einzelnen Quelle können mitunter bis fünfzig verschiedene Spurenelemente in Form gelöster Mineralien vorkommen. In meiner Unwissenheit hielt ich mich an die Leisnersche Definition vom „lieblichen Säuerling" und tröstete mich mit Ludwig Börne, der in seiner Schilderung der „Schwefelbäder bei Montmorency" freimütig-selbstkritisch eingesteht: „Die Bestandteile des Wassers kenne ich nicht genau; die chemische Analyse, die der berühmte Fourcroy davon gegeben hat, habe ich nicht gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist . . ." Und das (das mit dem Schwefel) wußte ich vom Elsteraner Quellwasser auch. Nach längerem Gebrauch versuchten wir die „Rezeptur" zu erschmecken. Entgegen der Behauptung Leisners fand ich den Säuerling im Geschmack zu fade. Dem Herzog Moritz zu Gefallen sprach meine Frau von „salzig". Doch darin waren wir uns einig: mit den handelsüblichen Limonaden verglichen, mundete das Quellwasser wie Lockwitzer „Schampus". Selbst das Sprudeln fehlte nicht; Kohlensäure – „so das Glas gleichsam mit Perlen behefftet".

Nachdem wir ausreichend gekostet, gerätselt und uns miteinander gestritten hatten, entdeckten wir im Brunnenhaus der Moritzquelle die amtliche Rezeptur auf dieser überdimensionalen Medizinflasche der Natur. Und die lautete – von dem Dutzend der darin aufgezählten Kationen und Anionen abgesehen – schlicht und einprägsam: „Eisenhaltiger Natrium-Sulfat-Chlorid-Hydrogencarbonatsäuerling". Nun also kannten wir die Bestandteile des Wassers, hatten die chemische Analyse gelesen und brauchten uns künftig nicht mehr hinter Börnes breitem Bücherrücken zu ver-

SLUB
Wir führen Wissen.

stecken. Unterwegs zu „dem berühmten Fourcroy von Bad Elster“, von dem wir uns weitere Belehrung versprachen, trafen wir einen „alten“ Bekannten: Herrn Schulze aus Berlin. Er sah frisch und munter und geradezu rosig aus. „Wie geht's?“ fragte ich. „Verordnungsgemäß“, antwortete er. „Ich komme eben aus der Wanne!“ Dabei gab er uns zu verstehen, daß so ein Mineralmoorbad wohl heilsam und erquicklich, doch immerhin auch anstrengend sei. Respektvoll nahmen wir zur Kenntnis, daß er, der Unermüdliche, sich vor dem Mittagessen zur Ruhe begebe. Und nach dem Mittagessen ein weiteres Stündchen. Und das alles – verordnungsgemäß. Doch zwischen Mittagsruhe und Abendessen bliebe ihm, dem „Kurpatienten“, gewißlich Zeit für einen kleinen Promenadenbummel mit uns, den „Kurgästen“.

Auf der Terrasse des Badecafés saß es sich inmitten einer buntbewegten Szenerie wie auf einem Inselchen. Sie bot uns den Vorteil – diesmal „kaffeetrinkender Weise“ – zur Schwarzwälder Kirschtorte das Nachmittagskonzert des Kurorchesters genießen zu können. Während ringsum im Dreivierteltakt die Löffel in den Mokkatassen und Sahnebechern klapperten, erfuhren wir von Herrn Schulze einiges mehr über den Anlaß und den bisherigen Verlauf seines Kuraufenthaltes. Der Betriebsarzt hatte ihn wegen einer Stoffwechselstörung zur Kur ins Volksheilbad Bad Elster geschickt. Vier Wochen Kur und dazu zehn Schontage, ohne einen Groschen Lohnausfall, ohne einen Pfennig Unkosten für Anreise und Rückfahrt, für Unterbringung, Verpflegung und medizinische Betreuung. Herr Schulze war nicht schlechter als wir darüber informiert, was in den Jahren der Arbeiter-und-Bauern-Macht geschaffen wurde und noch geschaffen werden soll, um für die Heilungsuchenden – im Jahresdurchgang rund 25 000 – den Kuraufenthalt so wirkungsvoll und angenehm wie möglich zu gestalten und dabei den Mitarbeitern des Volksheilbades ihr verantwortungsvolles Wirken zu erleichtern. Die neuangelegten Moortaschen, das neuerbaute Fernheizwerk und die beiden Polikliniken, das Baugelände für die polytechnische Oberschule und für die Kläranlagen hatte sich unser Kurpatient gleich bei seinen ersten „Orientierungsrundgängen“ angesehen. Er wußte auch darum, mit wieviel Geschick und mit welcher Hingabe die namenlosen Helfer Äskulaps vor vier, fünf Jahren an die Arbeit gingen, um das von Zerstörung bedrohte „Herz“ Bad Elsters, die vom Wildwasser angefressene Marienquelle, zu retten.

„Und das alles für uns Arbeiter!“ sagte der U-Bahner und rieb sich zufrieden die Hände, als hätte er das alles selber vollbracht.
„Dann wollen wir mal ungestört den nächsten Sonntagsausflug beraten“, schlug Herr Schulze unbekümmert vor. „Wie wär's mit Radiumbad Brambach?“

Ein Ausflug nach dem Radiumbad Brambach, das für sich den Superlativ beansprucht „das stärkste Radiumbad der Welt“ zu sein, steht bei allen Gästen Bad Elsters im Programm. Unser Ausflug führte erst beim dritten Start zum Ziel. Bad Elster – Raun = 5 Kilometer; Raun – Radiumbad Brambach = 7 Kilometer, so lauten gemäß Wanderkarte die beiden zu addierenden Etappen. Der erste Vorstoß (wir waren zu Fuß in die Berge gestiegen, hatten das wildromantische „Gründel“ umgangen und auf der „Heinkbank“ eine erste Rast eingelegt) endete in Raun. An der Einsilbigkeit unseres Begleiters und der Art, wie er seinen Wanderstock gebrauchte, spürten wir, daß ihn etwas bedrückte. Er sagte es uns, wenn auch nur zögernd und mit verlegenen Worten, noch vor dem Abstieg ins Raunerbachtal. Der Kurarzt hatte ihm bei der letzten Untersuchung wohl kurze Spaziergänge in Bad Elsters nähere Umgebung empfohlen, ausgedehntere Wanderungen jedoch nachdrücklich untersagt. Ein Heilbad sei keine Touristenstation. Meine Wanderfreude sank jählings auf den Nullpunkt. Meine Frau hingegen stellte unvermittelt fest, daß die Zeit für den Weiterweg viel zu knapp bemessen sei (obwohl es erst auf Mittag zuging) und die Schwalben, die im Tiefflug über die abgemähten Bergwiesen strichen, ein handfestes Gewitter prophezeiten (obwohl nicht das kleinste Wolkenschaf am Himmel weidete). Und das bedeutete: Umkehr! In dieser ausweglosen Situation erinnerte ich mich daran, in dem kleinen Museum von Bad Elster aus Raun stammende Zeugnisse einer ganz eigenwilligen, altbäuerlichen Volkskunst gesehen zu haben, wie sie in ähnlicher Art wohl nur noch den Lausitzer Sorben eigen ist. „Bleiben wir in Raun“, schlug ich vor. „Wir können gegen Abend mit dem Zug zurückfahren!“ Der Vorschlag fand einmütige Zustimmung.
Das Verweilen begann vor der mitten im Dorfe stehenden Kapelle, einem Kirchlein von siebzehn Schritten Länge und acht Schritten Breite, von dem es eines Dutzends bedurfte, um den Grundriß einer der Kirchen in Plauen, Oelsnitz oder Adorf zu füllen.

Dafür rechnen ein Dutzend Stadtkirchen bei weitem nicht die Daseinsjahre der Rauner Kapelle auf. Sie soll, so sagte uns ein Dörfler, noch der vorreformatorischen Zeit entstammen und zu den ältesten erhalten gebliebenen Sakralbauten des Vogtlandes zählen. Daneben hochbetagte, doch wohlerhaltene Bauernhäuser mit reichverzierten, farbenfrohen Fachwerkgiebeln. Rotes Gebälk, im kunstvollen Gefüge zum weißen Kalkputz kontrastierend, die winzigen Fenster von wildem Wein umrankt. Da und dort noch in breit-behäbigen Bauerntruhen der Hausrat der Altgewordenen: eine Schmelzpfanne, ein Webstuhlhaken mit weißausgelegten Ornamenten wie die Truhenbeschläge und die Angeln der Tür; mit Nadelküppchen verzierte Gravierungen auf dem Stirnbrett eines Rindes oder auf einem Ochsenjoch. Jedes einzelne Stück könnte einem folkloristischen Studienkatalog für Kunsthochschüler entnommen sein oder verdiente, darin aufgenommen zu werden. Altes – und Neues: auf den Dächern der im Egerländer Stil erbauten Bauernhäuser, die unter sich Wohnräume und Stallungen vereinen, Fernseh- und UKW-Antennen. Neben den ins Joch gespannten buntgefleckten Ochsen schnelle Traktoren. Und hinter den Gehöften die aus handtuchschmalen „Waldhufen“ zusammengewachsenen Genossenschaftsfelder, neben musealen Feldscheunen lichte Offenställe.

Beim zweiten Vorstoß (wir hatten frühmorgens am Rosengarten in Bad Elster vergebens auf unseren Begleiter gewartet und im letzten Augenblick den Omnibus bestiegen) gelangten wir weit über das eigentliche Ziel hinaus. Der Omnibus fuhr bis Schönberg, in den südlichsten Zipfel des Vogtlandes, und wir blieben bis Schönberg sitzen. Auch diesmal ohne es zu bereuen. Angezogen von der landschaftlich reizvollen Lage des Ortes am Südhang des Kapellenberges, pflegte schon Johann Wolfgang von Goethe – wenn er zur Kur in die böhmischen Bäder reiste – in Schönberg zu verweilen. Die Reisebusse und der „Karlex“, der zwischen Berlin und Karlovy Vary verkehrende Bäderexpreß, haben es eiliger als die Reisekutschen zur Goethezeit. Doch die Landschaft ist in ihrer Schönheit zeitlos jung und reizvoll geblieben. Und mag der Aschberg unvergleichlich „berühmter“ und weitaus höher als der Kapellenberg sein, der den Flugreisenden wie ein Maulwurfshügel dünkt; uns werden die Eindrücke, die wir von der Warte des Kapellenberges aus gewannen, unvergeßlich bleiben.

Der unter den silbernen Schwingen des Flugzeuges unter Wolken und Winden hingebreitete Landschaftsteppich gleicht dem Kartenbild. Mit steigender Flughöhe und zunehmender Fluggeschwindigkeit löscht jede Bewegung darin aus. Der Blick vom Kapellenbergturm, weit hinausreichend über die Grenzen der Karten und Länder, verwandelte das Kartenbild in ein Schaubild, buntbewegt durch den Wechsel von Licht und Schatten, den Reichtum an Farben und Formen. Zur Breite gesellten sich die zweite und dritte Dimension, die Höhe und die Tiefe. In Nordrichtung schweifte der Blick über Radiumbad Brambach, den Plattenberg bei Bad Elster und über Schöneck bis zum Kemmler, dem Hausberg Plauens, zurück. Und weit, weit hinter uns erhoben sich die spitzkegeligen Schachthalden, die, als wir an einem Augustsonnabend in Plauen den Bahnhof verließen, in lockenden Fernen vor uns lagen. Das in Tagen und Wochen Durchwanderte verschmolz mit dem vor uns Liegenden zu einem Bild von grenzenloser Weite: der Aschberg, vom breiten Rücken des Hohen Brands und der Zackenecke des Hohen Steins flankiert, bestimmte die Umrißlinien vor den grünblauen Waldhorizonten, die zu den Kammhöhen des westlichen Erzgebirges hinüberschwangen.

Sonnenwärts wanderte der Blick ins Freundesland hinein. Links eine Bergkuppe mit den beiden weißen Zwiebeltürmen der Wallfahrtskirche Maria Kulm. Dahinter das Doupover-Gebirge, über das die Straße nach Karlovy Vary führt. Zum Greifen nahe mit seinen großen Stadtteilen zu Füßen des Kaiserwaldes – Františkovy Lázně, Goethes Franzensbad. Tiefer in den Raum gerückt, flimmernd im Sonnenglanz – Mariánské Lázně, Marienbad. Rechts davon die hochgelegenen Häuser von Cheb (Eger), die dunklen Kissen des Böhmerwaldes. Am längsten verweilten wir an dem Fenster, das sich nach dem Westen öffnete: der grüne Kranz des Fichtelgebirges mit dem Felsgetrümmer der Kösseine, dem massigen Ochsenkopf und dem langgestreckten Schneeberg. Mit derberen Konturen gegen den Horizont gesetzt: der landschaftsbeherrschende Große Kornberg mit der Stadt Selb. Gleichsam hingetuscht: die dunstigen Höhen des Frankenwaldes, der sich wie ein Riegel zwischen das bayrische Hof und das thüringische Sonneberg schiebt.

Noch eine zweite Sehenswürdigkeit bot uns der südlichste Vogtlandzipfel in seinem hintersten „Eckel“: die Schönberger „Säuerling-Quelle“, früher aus unerklär-

SLUB
Wir führen Wissen.

lichen Gründen „Goldbrunnen“ genannt, heute das Aschenpüttel unter seinen berühmtgewordenen Geschwistern diesseits und jenseits der Grenzen. Ihr Haus – eine offene Laube aus Birkenstämmen. Ihre Fassung – ein steinernes Becken, kaum größer als der Brunnentrog in einem Bauernhof. Ihre Empfehlung – ein Vierzeiler, von ungelenker Hand ins Holz geschnitten: „Hier sind wir gewesen. Es hat uns geschmeckt. Wir haben vor Freude das Glas ausgeleckt!“

Doch niemand hinderte uns daran, in Ermangelung eines Trinkglases das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen. Sicher waren wir an diesem Spätsommertag die einzigen Gäste an der Quelle, die uns eine Vorstellung davon vermittelte, wie ehedem der „Elster-Säuerling“ ausgesehen haben mag. Es sei denn, man rechnet die Tiere des Waldes den Schönberger Brunnengästen zu. Ein Sprung Rehe im rotbraunen Sommerkleid waren die einzigen Lebewesen, die uns auf den verschwiegenen Waldpfaden zwischen mannshohem Farn begegneten.

An einem Sonnabend endlich, dem letzten vor unserer Abreise, fuhren wir mit dem Frühzug nach Radiumbad Brambach. Diesmal wieder komplett, denn Herr Schulze brannte darauf, das Volksheilbad im Fleißenbachtal aus eigener Anschauung kennenzulernen, seine radioaktiven Heilwässer selber zu kosten, Vergleiche zu ziehen. Dem erwartungsvollen Ankömmling ist die Bekanntschaft mit Brambach nicht einfach gemacht. Hinter jeder Straßenecke blickt er in ein anderes Ortsgesicht, die zwar unterschiedlichen Alters sind, von denen jedoch keines unschön, runzlig oder gar maskenhaft ist. Nur der Bahnhof trägt trotz seiner Reinlichkeit und Gepflegtheit ein Allerweltsgesicht zur Schau, das sich nur durch das Stationsschild von Bad Elster oder Bad Schandau, Heringsdorf oder Friedrichroda unterscheidet. Das Verdienst und der Verdienst daran gebührt den Einheitsbauplänen der Reichsbahn.

Doch schon das zweite Gesicht Bad Brambachs ist individueller. Es erinnert in seinen Grundzügen an das im Jahre 1154 erstmals erwähnte „Brantbuch“, an die „Siedlung im ausgebrannten Buchenwald“. Rittergut und Kirche haben lange Zeit das Ortsbild beherrscht und übten ihren Einfluß auch auf die Ortsbewohner aus, die jahrhundertelang den adligen Grundherren zins- und fronpflichtig waren, bis sie 1945 die Geschicke ihres Gemeinwesens in die eigenen Hände nahmen. Zur Illustrierung des historischen Exkurses dirigierte eine vor Aufregung schnatternde

Entenmutter ihre flaumigen Jungen quer über die Straße und den Fußweg zum Wochenbad in den Feuerlöschteich. Was blieb uns anders übrig, als die Watschelgesellschaft geduldig passieren zu lassen! Beim Weitergehen enthüllte uns Bad Brambach sein drittes Gesicht. Neben Ziegelrohbauten wohlgepflegte, schmucke kleine Häuser, typisches 19. Jahrhundert, den Randgebieten von Bad Elster nahe verwandt: die Häuser der heimgewerblich tätigen Instrumenten- und Bestandteilmacher sowie der Bogenmacher, ohne deren Arbeit die Meistergeigen aus dem Musikwinkel stumm bleiben würden. Noch um 1930 arbeiteten von ihnen in Brambach ihrer siebzig, fast ebensoviel wie in Markneukirchen. Dennoch öffneten die karg entlohnten Heimarbeiter, die auf Nebenverdienst angewiesenen Häusler, den um die Jahrhundertwende anreisenden Sommerfrischlern und Badegästen zuerst ihre Häuser. Sie gestalteten die kleinen Stuben wohnlicher, freundlicher die Fassaden und suchten nach wohlklingenden Namen, die den Ortsfremden mehr besagten als das schlichte Hausschild „Bogenmacher".

„Na, hörn Se! Das nenn' ich ein Weltbad", sagte Herr Schulze und lachte vergnügt. „Das ist ein ländliches Idyll, 'ne Touristenstation, wie mein Kurdoktor sagt!" Wir kannten unseren Begleiter zu gut, um zu wissen, daß es nicht in seiner Absicht lag, Brambach und die Brambacher zu kränken. Das von Superlativen eingerahmte Modewort „Radiumbad" hatte seiner Phantasie – wie manchem anderen auch – einen Streich gespielt, hatte ihn im Fleißenbachtal etwas ganz Besonderes, Ausgefallenes, Supermodernes erwarten lassen. Etwa ein Gegenstück zu dem auf der Brüsseler Weltausstellung errichteten „Atomium". In diesem kritischen Augenblick erreichten wir die Festhalle, mit der sich Brambach den Besuchern von seiner jüngsten, der Zukunft zugewandten Seite zeigt, eben als Volksheilbad. Am Rande gepflegter Parkanlagen moderne Verkaufspavillons, das Kurhaus, Quellenhäuser, Kolonnaden, Promenaden, Springbrunnen, Goldfischteiche, ein Schwimmbad . . . Bevor wir aber errieten, was uns hinter der nächsten Wegbiegung erwarten würde, fand der Promenadenbummel „dort, wu da Grenz vu Sachsen is" ein frühes Ende. Bad Elster im Kleinformat.

Unwillkürlich kam mir eine der Passagen aus Börnes Bericht „Über die Schwefelbäder von Montmorency" in den Sinn, die, auf Radiumbad Brambach bezogen, so

ausfiel: „Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ‚es' zu umreiten. Liebende zu Fuß können ‚es' eine ganze schöne Stunde umschleichen." Auf dem Rückweg verlor jedoch die Reminiszenz des genialen Spötters ihre Wirksamkeit, wuchs uns in voller Größe das Neue zu. Vom Waldrand grüßte die Balkonfront des dreigeschossigen „Julius-Fučik-Hauses" herüber, die Fenster weit geöffnet, um Licht, Luft und Sonne einzufangen. Älter und jünger zugleich als das „Julius-Fučik-Haus" – vom Keller bis zum Dach renoviert, modernisiert, neumöbliert – ist das Sanatorium mit dem Namen „Joliot-Curie". Weit warf die strahlend helle Fassade das Sonnenlicht in den grünschattigen Kurpark hinein, verstreute es zwischen dem Gitterwerk der Bäume bis vor den Eingang der „Schillerquelle". Wacker bezwang Herr Schulze vor dem Würfelbau aus Glas und Beton, der mit den Pflanzenkübeln im Innenraum an eine Orangerie erinnerte, seinen Durst.

Herrn Schulzes Bewunderung galt jener Quelle, die als erste in Brambach zu sprudeln begann. Sie wurde etwa zur selben Zeit von einem Freiberger Gelehrten untersucht, da die Elsteraner in der Nähe ihrer Quellen die hölzernen Wannen und die luftigen Badezelte aufstellten. Bevor aber das wissenschaftliche Befundprotokoll die landesherrliche Bestätigung fand, hatte sich die königliche Gunst dem „lieblichen Räscher" im Elstertal zugewandt. Während Bad Elster im Jahresdurchgang bereits 3000 „Sprudeltrinker" zählte, wußten die Brambacher nichts Besseres anzupreisen, als ihre köstlichen Felsenkellerbiere. Im Gegensatz zu den nördlichen Nachbarn, die einige Jahrzehnte vorher sogar die Weiße Elster „umgebettet" hatten, um drei neue Quellen freizulegen, ließ der Brambacher Landwirt Schüller eine beim Torfstechen neuentdeckte Quelle durch seinen zehnjährigen Jungen schließen. Als aber aus dem Zehnjährigen ein Vierzigjähriger geworden war, der mit dem väterlichen Anwesen den Torfstich im Fleißenbachtal übernahm, erinnerte er sich der Quelle. Er ließ sie öffnen und eröffnete mit ihrem Wasser den Brambacher Mineralwasserversand. Das war 1890. Und das Wunder geschah. 1903 besiegte das „Brambacher Wasser" das „Brambacher Bier". Bei der Gastwirtsausstellung in Leipzig errang die „Schüller-Quelle", die heutige „Eisenquelle", die Goldmedaille. Grund genug für einen gewissen Franz Klinkert, in das Mineralwassergeschäft einzusteigen. Innerhalb weniger Jahre trieb er den Kleinhandel zum Großhandel voran und gründete die Sprudel-

GmbH, die alle vorher erschlossenen Quellen in Pacht nahm und neue Quellen erbohren ließ. Dabei wurde auch jene Quelle freigelegt, deren feudaler Name an das Elsteraner Palasthotel „Wettiner Hof“ erinnert.

Die chemisch-radiologische Erstuntersuchung der „Wettinquelle“ unternahmen der Wiesbadener Gelehrte Dr. Fresenius und sein Assistent Dr. Czapski. Das Ergebnis war verblüffend. Dr. Czapski stellte fest, daß die Quelle, an deren verschlossener Glastüre wir uns zu dritt die Nasen plattdrückten, 2270 Mache-Einheiten Radium-Emanation, Radon, aufwies, etwa das Zwanzigfache der berühmten Büttquelle von Baden-Baden. Und das geschah im Jahre 1912, zweiundzwanzig Jahre nachdem einem Christian Schüller die profitable Idee gekommen war, das Quellwasser wie Bier auf Flaschen abzuziehen, und vierzehn Jahre nach der Entdeckung des „Strahlenden“, des Radiums, durch Madame Curie. Am 1. Mai desselben Jahres erhielt Bad Elster einen ernstzunehmenden Konkurrenten, eröffnete Brambach den Badebetrieb. Mit einer Einschränkung: Brambach mußte sich verpflichten, ein Drittel der Quellenschüttung – per Kesselwagen – an Bad Elster abzuführen. Zwei Jahre später brach das imperialistische Deutschland den ersten Weltkrieg vom Zaune und brachte nicht nur in Brambach, sondern auch im „Königlich Sächsischen Staatsbad“ an der Weißen Elster das Badeleben zum Erliegen.

Erst mit Beginn der zwanziger Jahre erhielt Brambach die offizielle Bezeichnung „Bad“, begann im Fleißenbachtal das große Bauen, begannen die goldenen Mühlen zu klappern, getrieben von den Strömen ausländischen Kapitals. Von 700 Kurgästen im Jahre 1924 stieg die Gästezahl auf 3000 im Jahre 1930. „Das war das Dezennium, in dem die Hausierer mit Radium-Pastillen, Radium-Kompressen und sogar mit Radium-Kissen handelten“, erzählte uns unser Begleiter, der jene Jahre bewußter als wir erlebt hatte. „Und überall wo's hinging, stand geschrieben: ‚Eine Radium-Kur ist die ideale Verjüngungskur, sie gibt dem erschlafften Körper Jugendfrische und geistige Spannkraft zurück, steigert die Widerstandskraft des Körpers gegen Krankheiten und Krankheitskeime, hebt die Potenz, beseitigt Schlaflosigkeit . . .‘ und so weiter, und so weiter!“ Nach dieser Ouvertüre wurde im Sommer 1933 das ländlich-idyllische Bad zum „stärksten Radiumbad der Welt“ gekürt, öffnete 1936 das ehemalige „Weidig-Haus“ als Radium-Kurhof seine Pforten. Im Radiumbad stärkte

sich die braune und graue Elite und genoß die Freuden der Kur, bevor ihr „Führer“ der Welt ein neues „Stahlbad“ verschrieb und auf dem Bahnhof von Brambach zur Nachtzeit die ersten Lazarettzüge einliefen. Der totale Krieg endete mit der totalen Niederlage, und die Maientage der Befreiung sahen über Radiumbad Brambach die Fahne des Roten Oktober mit dem Symbol der Arbeiter und Bauern wehen. Zum ersten Mal in der vierzigjährigen Geschichte des Radiumbades zogen Arbeiter und Bauern im Uniformrock des Soldaten in die Kurhäuser ein. Das Bad wurde ein Sanatorium der Sowjetarmee. Im Gründungsjahr der Deutschen Demokratischen Republik gesellten sich den sowjetischen Sanatoriumsgästen die ersten deutschen Kurpatienten hinzu, wurde der Grundstein zum späteren Staatsbad und zum heutigen Volksheilbad im Radiumbad Brambach gelegt. Wenn es eines Zahlenbeweises für die stürmische Aufwärtsentwicklung des Volksheilbades bedarf, dann den: In drei Jahrzehnten hat sich die Zahl der Kurpatienten verdreifacht, ist sie von 3000 auf rund 9000 emporgeschnellt. Das bedeutet, daß an Heilmitteln jährlich etwa 10 000 Radonbäder und Hunderttausende zu Trinkkuren gefüllte Gläser verabreicht werden.

Herr Schulze beendete meinen Monolog mit einer abwinkenden Handbewegung. „Bei hunderttausend Mollen kommt es auf ein paar Gläser mehr doch gar nicht an!“ Doch die Wächterinnen der Radiumquelle hielten sich an die zweistündige Öffnungszeit, und für durstige Leute hielt das gegenüberliegende Badecafé populärere Getränke bereit. Wir störten die Kaffeetrinker nicht in ihrem Vergnügen und kehrten in den Kurpark zurück, wo wir – unweit der „Schillerquelle“ – das dritte Brünnlein, die „Eisenquelle“, wußten. Vor dem Eingang des in Grün gebetteten Marmorwürfels drängte sich eine Menge Leute, ältere Männer und Frauen, auf einen Sprung von der Arbeit oder der umsonnten Gartenbank weggelaufen, um sich mit Krügen, Flaschen und Kannen anzustellen. Barfüßige Kinder, des Wartens ungewohnt, hatten ihre Kannen und Taschen in Reih und Glied gestellt und tollten umher. Ein für Bad Elster undenkbares, uns aber doch bekanntes Bild, zu dessen eingehenderer Betrachtung wir uns auf der Bank gegenüber dem Quellenhaus niederließen. Neben uns saß ein alter Graukopf, einen großen Bierkrug zwischen den Füßen abgestellt. „Loußt fei lang auf sich warte, dr Quellmeister, heit!“ sagte der Mann und krempelte die Hemdsärmel hoch, weil es die Sonne gar zu gut mit uns

meinte. Unter dem grünen Blätterdach brütete unerträgliche Schwüle, die Kopfschmerzen und Augenflimmern verursachte. Dreißig Grad im Schatten hatte das Thermometer am Mittag gezeigt. Und das Ende August! Die Zunge klebte trocken am Gaumen.

„Na, hörn Se", sprach Herr Schulze den Alten an. „Das sind alles Wasserholer?"

„Nu, freili, hole die Leut' Sprudel", bestätigte unser Nachbar. „Ich doch aa!" Voriges Jahr, seinem zweiundsiebzigsten, habe er einen Schlaganfall erlitten, erzählte er gewichtig. Und wenn ihn etwas wieder zum Laufen gebracht hätte, dann nur das Brambacher „Sprudelwasser". Eine Empfehlung, der man durchaus Glauben schenken konnte, stellen doch die verschiedensten Krankheiten – vom rheumatischen Formenkreis über die chronischen Frauenkrankheiten bis zu den Stoffwechsel- und Kreislaufstörungen – wesentliche Heilanzeigen für Radiumbad Brambach dar. Und wäre es nicht an dem, was der Graukopf sagte, würde sich im Zeitalter der Trinkwasser-Hausversorgung keine Menschenseele am Sonnabendnachmittag nach Wasser anstellen. Ungeduldig traten die Wartenden von einem Bein auf das andere, schepperten mit den Krügen und Kannen und hielten Ausschau nach dem Mann mit den Schlüsseln. Desto gemächlicher spazierte eine Ausflüglergesellschaft durch den Park. Die Leutchen guckten hierhin und dorthin, fotografierten nach allen Seiten, ließen sich alles erklären – die Blumen, die Sträucher und die Bäume, die Vögel in den Zweigen, die Fische im Teich und auch das Quellenhaus aus Marmor und Glas. Der Reiseführer bat die Einheimischen, zur Seite zu treten, was sie – besorgt um ihren Platz in der Reihe – nicht allzu willig taten. Auf eine Inschrift in russischer Sprache weisend, die die Jahreszahl 1948 trug, hörten wir ihn über die Köpfe hinweg sagen: „Die sowjetische Sanatoriumsverwaltung des Radiumbades Brambach hat viele bauliche Veränderungen zur Verbesserung des Kurbetriebes durchführen lassen, die nun unserem Volksheilbad zugute kommen! Hier sehen Sie die ‚Eisenquelle'. Früher in einem Holzhaus untergebracht, erfolgte 1948 – wie die Inschrift besagt – der großzügige Umbau. Das Baumaterial, der kostbare Marmor, wurde aus den Trümmern der ehemaligen Reichskanzlei in Berlin geborgen . . . " Das Stimmengemurmel schwoll an. Die Kameraverschlüsse klackten. Unser Banknachbar sagte kopfnickend: „Nu freili!" Herr Schulze schwieg verblüfft.

Die Prozession wandelte weiter. Die Brambacher nahmen ihre Plätze ein. Krüge klapperten und Kannen, übertönt von dem Ruf „Der Quellmeister kommt!“ Bereitwillig öffnete sich ihm eine breite Gasse. Die Kinder flitzten herbei, drängelten nach vorn und schlüpften als erste durch die Tür. Der Graukopf mit dem Bierkrug humpelte von dannen. Den freigewordenen Platz auf der Parkbank besetzte ein Kurpatient, der, das stellte sich bald heraus, ein entfernter Landsmann von Herrn Schulze war. Ein Bauer aus dem Brandenburgischen. „Das laß ich mir gefallen“, sagte unser Freund. „Hat in Brandenburg seine -zig Morgen Land unterm Pflug und fährt zur Erntezeit ins Vogtland zur Kur!“ – „Vierzig Morgen bewirtschaftete ich früher. Das langt heute nicht mehr!“ Der Bauer, der es sich leisten konnte, am Sonnabendnachmittag fern von Haus und Hof in seinem besten Anzug spazierenzugehen, lachte vergnügt. „500 Morgen sind's heute in unserer LPG! Wollte ja auch nicht weg, schon gar nicht heuer, wo wir unsere erste gemeinsame Ernte einbringen. Aber was hilft's? Hab' mich dem Mehrheitsbeschluß der Vollversammlung fügen müssen! So steht's nämlich im Statut. ‚Fahre man zu, Wilhelm!‘ haben die Genossenschaftsbauern gesagt. ‚Du bist krank, also mußt du gesund werden! Deine Portion Arbeit heben wir dir bis zur Rübenernte auf!‘“ Und wenn ihn etwas zu trösten vermochte in seiner Ungeduld, so war es die Tatsache, daß er nicht als einziger Genossenschaftsbauer zur Kur im Radiumbad Brambach weilte. Es waren ihrer genug für eine ganze Dorftischrunde. „Darauf wird angestoßen, Kollege!“ schlug der Berliner vor. Ich ging dem Brambacher entgegen und füllte aus dem Krug die beim Quellmeister entliehenen Gläser. Daß das Wasser der „Eisenquelle“ wahrhaftig nach „Goldmedaille“ schmeckte, wurde schon gesagt. Wäre Radiumbad Brambach eine Sommerfrische und kein Heilbad, in dem jährlich Tausende Kranke eine Besserung ihrer Leiden suchen und finden, hätten wir einen ganzen Sommer lang im Fleißenbachtal weilen mögen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Klingende Täler . . .

Das Sommerwetter blieb in diesem Jahr bis in den September hinein von einer solchen Beständigkeit, daß es den Hochsaison-Urlaubern schwerfiel, ihre Koffer für die Heimreise zu packen. Ungern räumte die Jugend Ferienlager und Campingplätze und kehrte in die Lern- und Lehrstätten der Städte zurück. In den Bergwäldern kehrte Ruhe ein. Die Bauern unten in den Tälern aber verfolgten mit gerunzelten Stirnen und in banger Sorge Tag für Tag die untergehende Sonne, ob nicht bald ein Witterungswechsel käme. Doch der Himmel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend von glasig-weißlicher Glut überzogen, blieb wolkenlos. Das Land lag unter einem aschgrauen Schleier. Er dämpfte das feurige Rot der Ebereschen im Gezweig der Straßenbäume und der Spätäpfel, die unreif von den Bäumen fielen. Das rotbunte Vieh auf den Weiden rupfte hungrig die brandigen Distelblüten, das kurze, dörrige Gras. Die Kartoffeln hatten Knollen – kaum größer als „Kriescheln" – angesetzt, und das Rübenkraut sah schlaff und welk aus. Mensch, Tier und Frucht lechzten nach Regen. Nur die Besitzer der Ausflugslokale waren bei alledem guter Dinge, und die Zimmervermieter in den kleinen Sommerfrischen versprachen sich eine lukrative Nachsaison. Wenn es alle so hielten wie wir, brauchten sie sich über Gästemangel nicht zu beklagen.

Laut Reiseplan sollten Markneukirchen und Klingenthal, der „Deutsche Musikwinkel", und das Aschberggebiet die nächsten Etappen unserer Wanderfahrt sein. Freilich nicht jetzt, im Spätsommer oder Frühherbst, sondern erst zur Winterszeit. Und jene, mit denen wir uns darüber besprachen, rieten uns: „Vergeßt ihn nicht, den

Wintersport!“ Wir mußten ihre Empfehlungen respektieren. Denn, wem sind die weiten Hänge der „Klingenden Täler“, vom Aschberg, dem „klassischen Berg“ des Vogtlandes, überragt, nicht als ideales Wintersportgebiet, als Heimat so mancher Großen des Schisports bekannt? Bis die Springer wieder über die Bakken der „Großen Aschbergschanze“ gingen, vom Beifall der nach Tausenden zählenden Zuschauer im Steinbachtal umtost, hatte es noch gute Weile. Und wer sorgt sich schon bei fünfundzwanzig Wärmegraden um ein Winterquartier? Doch bloß diejenigen, die in der Weihnachtswoche ihre Seeplätze für den Sommer bestellen. Unsere Planänderung galt einer Stippvisite bei alten Bekannten, den Wirtsleuten, in deren Haus wir früher unsere Vogtlandsommer verbrachten. Von dort aus konnten wir uns bequem auf dem Schauplatz künftiger Winterfreuden umsehen, aus ihrem Mund hofften wir zu erfahren, was es an Neuigkeiten zwischen den beiden Musikstädten gäbe.

Wir quartierten uns, eine gute Fußstunde von Markneukirchen und von Klingenthal entfernt, im hintersten und schönsten Winkel des Musikwinkels, im Tal der Landesgemeinde – dem idyllischen Hinterhof der Gemeinde Erlbach – ein. Einst Wohnstatt der Förster, Flößer und Geigenmacher, ein stiller Talgrund seit eh und je. Wir glaubten ihn wiedergefunden zu haben, wie wir ihn vor mehr als zwanzig Jahren verlassen hatten. Damals, als wir selber noch so jung und voller Zukunftsträume waren wie die Jugend, mit der ich an der Pirker Talsperre am Lagerfeuer saß, wie die Wandergruppen der Jungen und Mädchen, deren Lachen und Scherzen allsommerlich das Flößbachtal erfüllt. Der Bach sprang noch genauso fröhlich und unbekümmert über das Geröll in seinem Bett, als hätte es in den dazwischenliegenden Jahren keinen Krieg und nicht das große Sterben und der Menschen unendliches Leid gegeben. Unsere Gesichter aber, die sich in seiner Wasserfläche spiegelten, waren wissender und älter geworden. Und wir erkannten die Wirtsleute nicht wieder, mit denen wir so manchen frohen Sommertag erlebten. Mit anderen Menschen sprachen wir in diesen uns selbst geschenkten Tagen wenig. Wir nahmen uns das Recht, zu uns selbst zu finden, die Hast und die Unruhe des Alltags abzuschütteln, abwägend zurückzublicken auf das Vergangene; Kräfte zu sammeln für das vor uns Liegende. Alles andere erschien plötzlich nebensächlich und unwichtig; der fehlende Regen, das Winterquartier . . .

Doch über Nacht ging der Nachsommer zu Ende. Als wir eines Morgens an das Fenster traten, lag die Erde im Reif. Das Frührot übergoß die Berge mit glühender Lohe, und dichte Nebelschwaden schaukelten das Tal entlang. Die Schindeldächer dampften, und es tropfte von den Bäumen. Endlich bekam die dürstende Erde ein wenig Feuchtigkeit. Die Reiffetzen, die sich im Schatten des Waldrandes bis gegen Mittag hielten, gaben uns einen Vorgeschmack auf das winterliche Landschaftsbild. Damit rückte auch für uns der Tag des Kofferpackens und der Abreise nahe. An diesem Abend gingen wir in den Erlbacher Gasthof, setzten uns an den Stammtisch und warteten auf einheimische Gesellschaft. Aber die Tische ringsum blieben leer.

Als uns der Wirt das zweite Bier anstrich, zog ich ihn ins Gespräch. „Unseren Leuten fehlt's jetzt halt zum Biertrinken an Zeit", sagte er. „In vierzehn Tagen beginnt das Markneukirchener Musikfest. Da heißt's üben. Na, und wer von den Erlbacher Instrumentenmachern spielt nicht im Erlbacher Orchester?" Wir tranken ein drittes Bier, und der Wirt redete sich in Eifer. „Die Markneukirchener mit ihrem Stadtorchester wollen uns Erlbacher net hochkommen lassen", schimpfte er. „Dabei ist Erlbach net jünger als Markneukirchen. Es könnt' den Jahren nach sogar die Großmutter von Klingenthal, unserer Kreisstadt, sein!" Seine ärgerlichen Worte mochten immerhin ein Körnchen Wahrheit enthalten. Ist es nicht im Leben ebenso, daß das Alter, stolz auf die Fülle der Erfahrungen, der Jugend oftmals herablassend begegnet? Erlbach wurde urkundlich erstmals im Jahre 1303 erwähnt, Markneukirchen dreißig Jahre früher. Sein Stadtrecht datiert vom Jahre 1350. Der Instrumentenbau aber wurde erst drei Jahrhunderte später und ohne große zeitliche Unterschiede in den beiden Gemeinwesen, dem Bauernflecken und dem Ackerbürgerstädtchen, an der „Kleinen Elster" heimisch. Um die ganze Wahrheit zu erfahren, mußten wir zu den Markneukirchenern selber gehen.

Die für das ausgehende 19. Jahrhundert typischen Kleinstadthäuser an der Straße von Erlbach nach Markneukirchen trugen fast alle dasselbe Schild: „Instrumentenbau" oder „Baß- und Geigenfabrikation". Davon sprachen auch die Bretterstapel in den Gärten, die zu Werkstätten eingerichteten Anbauten und Nebenflügel, das Kreischen der Sägen, der aus den geöffneten Fenstern streichende Geruch von Lack und Leim. Es hieße den Markneukirchenern Unrecht tun, zu sagen, alles was wir wissen

wollten, hätte uns nur einer berichtet und erzählt. Gewiß erzählte uns einer, in dessen Familie der Instrumentenbau seit 175 Jahren heimisch ist und der sich schon deshalb auf die Restaurierung und Expertise alter Instrumente versteht, mehr als mancher andere. Weniger wortgewandt und weniger erfreut über die Abhaltung von ihrer Arbeit, erzählten uns auch die weißhaarigen Handwerksmeister, die wir in ihren kleinen Werkstätten besuchten, über die Herkunft und Entwicklung ihres Gewerbes, was sie wußten. Ohne im Schnitzen, Schälen oder Hobeln innezuhalten, schauten sie versonnen vor sich hin, wenn die Rede davon ging, daß ihre Vorväter schon Geigen bauten, als Stradivari, der in Cremona tätige Schüler Amatis, und Jakob Stainer in Mittenwald ihre Meisterinstrumente schufen. Doch der Geigenbau kam nicht aus Italien oder dem Alpenland in die Stadt, sondern von jenseits des Aschbergs und des Hohen Steins, aus dem benachbarten Böhmen, aus dem Zwotastädtchen Graslitz.

Der böhmisch-vogtländische Geigenbau wurzelt – ebenso wie die Feierabendschnitzerei und die Klöppelei des westlichen Erzgebirges – im Bergbau, der seit dem 12. Jahrhundert in zunehmendem Maße das Wirtschaftsleben dieses Gebietes bestimmte. Um 1600 erreichte der Graslitzer Kupferbergbau seine höchste Blüte, und bald darauf, unbeirrt durch die kriegerischen Wirren des Dreißigjährigen Krieges, tauchte unter den musikfrohen Bergknappen der erste Geigenbauer Deutschlands auf. Sechs Jahre nach Abschluß des Westfälischen Friedens, der das Glaubensbekenntnis der Völker der Willkür und religiösen Unduldsamkeit der Landesfürsten unterwarf, verließen unzählige Protestanten als „arme Exulanten“ ihre Heimat, das katholische Böhmen, und kamen ins Sächsische. Die Bergleute siedelten sich in Johanngeorgenstadt an, die Geigenbauer fanden im oberen Vogtland Aufnahme, dessen Waldreichtum und ausgedehnte Schafzucht ihrem Gewerbe die natürlichen Grundlagen gaben. Der Wald lieferte das Holz für die Instrumente: Fichte, Ahorn und Linde. Die Schafzucht, der das Vogtland den Aufschwung des Tuchmachergewerbes und der Textilindustrie verdankt, lieferte das Material für die Darmsaiten. 1677 gründeten zwölf „ehrbare und kunstreiche Geigenmacher“ die erste Markneukirchener Meisterinnung. Ein Jahrhundert später, auf dem Höhepunkt des „Generalbaßzeitalters“, zählte der vogtländische Geigenbau schon 120 Meister, stand Markneukirchen bei den Meistern der Barockmusik im Rufe eines „Sächsischen

Cremonas“. Auf den Märkten und Messen zu Leipzig, Frankfurt und Braunschweig gesellten sich den „Schlören“ aus Plauen, den Tuchen aus Reichenbach und Oelsnitz die Meistergeigen aus dem Musikwinkel hinzu, hinter dem das Ansehen von Mittenwald und Füssen, der Geigen- und Lautenbauerstädte des Alpenlandes, zunehmend verblaßte.

Die gesteigerte Nachfrage hatte zur Folge, daß sich in Markneukirchen frühzeitig eine weitgehende Arbeitsteilung herauszubilden begann, welche die Herstellung von Bestandteilen zu selbständigen Berufszweigen werden ließ. Den Saitenmachern ‚aus deren Gewerbe die Katgutfabrikation hervorgegangen ist, die einen beachtlichen Teil des Weltbedarfs an medizinischen Fäden deckt, folgten die „Bogenmacher“, den Bogenmachern die Wirbeldrechsler, die Steg- und Halsschnitzer, die Griffbrettarbeiter und Schachtelmacher. Im Reigen um die „Königin der Instrumente“, die Geige, reihten sich die Bratsche, das Violoncello und der Kontrabaß, die „Großmutter“ der Streichinstrumentenfamilie, ein. Sie fanden gar bald eine zahlreiche Gesellschaft in den „volkstümlichen“ Zupfinstrumenten wie Zither, Mandoline, Laute und Gitarre.

Gegenüber dem Lichtspieltheater „Harmonie“, vor dem sich die Instrumentenmacherjugend ein Stelldichein gab, traten wir zu einem Gitarrenbauer in das Haus. In den Werkplatz am Fenster teilten sich der Gitarrenmacher und seine Frau. Beide vermutlich längst schon im Rentenalter, schufen sie unverdrossen von früh bis spät und so, als gäbe es keine Produktionsgenossenschaften der Handwerker, die auch den Instrumentenmachern die Arbeit und das Leben erleichtern. Sie ließen sich nicht ablenken durch das bunte Gewimmel vor dem Kino drüben, nicht durch die am Fenster vorbeibrausenden Autos und nicht durch unseren unangemeldeten Besuch. Trotz der Spätnachmittagsstunde dachten sie noch nicht an Feierabend. Der in der Fensterecke aufgestellte Stapel geschweifter Zargenkränze mußte bis dahin noch ein ganzes Stück niedriger, der Stapel mit den geleimten Schallkästen ein ordentliches Stück höher werden. Ihr Tagewerk bestimmte nicht der Stundenruf der Kuckucksuhr, die über der Werkbank hing, das Maß ihrer Arbeit bestimmten die beiden Instrumentenstapel. Umgerechnet fünf Gitarren pro Tag, ihre Schallkästen mit „exotischen“ Bildern verziert. Eine glutrote Sonne versinkt hinterm tintenblauen

Meer, giftgrüne Palmen, zitronengelb der Strand . . . Exportware. Wer wird einmal auf ihnen spielen? Die runzligen Hände des Handwerkers verwandelten, verjüngten sich. Ein Talmiring funkelte an den Fingern, die gespreizt in die Saiten griffen. Mit Schmalz in der Stimme hörte ich einen modernen Troubadour singen: „Gitarren klingen leise durch die Nacht, Gitarren der Liebe . . .“ Wer aber machte sich dort, wo die Gitarren erklangen, Gedanken über ihre Herkunft? Was wußten die beiden alten Leutchen, die im Schatten ihrer Werkstatt standen, vom Glanz der weiten Welt? Sie lebten nur ihrer Arbeit und glaubten wohl selbst daran, daß ihnen das klingende Holz zum „Schicksal“ geworden sei. „Unsere Gitarren gehen hinaus in alle Welt; nach Südamerika, nach Australien“, sagte der Instrumentenmacher und seine Augen glänzten. „Deshalb die Bilder, sehen Sie? Wir haben die Idee zuerst gehabt!“ Er war stolz darauf und mit der Produktionsleistung zufrieden. Nur, daß er keinen Lehrling oder Gesellen fand, daß die Jugend lieber in den großen Betrieben der Musikinstrumentenindustrie lernte und arbeitete als in den Klein- und Kleinstbetrieben der selbständigen Handwerksmeister, konnte er nicht so recht verstehen . . . In den Werkstätten der Wirbelmacher und Kunstdrechsler, die ehedem kaum größer und komfortabler waren als die des Gitarrenbauers, wurde auch das Gewerbe der „Pfeifenmacher“ heimisch. Sie stellten seit Beginn des 18. Jahrhunderts bald alle Arten von Holzblasinstrumenten her. Flöte, Oboe, Englischhorn, Klarinette und Fagott brachten neue Töne in das Werkstattkonzert der Instrumentenstimmer. Den Einsatz zum Schmettern der Blechblasinstrumente gab ein junger Markneukirchener Instrumentenmacher, der um 1750 die „Waldhornmacherei“ in Leipzig erlernte und mit in die Heimat brachte. Flugs versammelte das schlanke Jägerinstrument um sich Trompete, Posaune und Tuba. Zu guter Letzt erhielt der musikalische Ohrenschmaus sein „Gewürz“ – die Schlaginstrumente: Trommel und Pauke, Triangel, Becken und Schellenbaum. Dazu entstanden Nebenindustrien wie Kartonagenherstellung, Kistentischlereien, Klempnereien, Perlmutterverarbeitung, Kolophoniumgießereien, Futteral- und Etuifabriken. Der Gewerbefleiß seiner rund 10 000 Bewohner ließ Markneukirchen um die Jahrhundertwende zur zweitreichsten Stadt Sachsens avancieren, die sich mancher Großstadt gegenüber rühmen durfte, Sitz eines amerikanischen Konsulats zu sein. Die Reisehandbücher jener Zeit wußten noch eine andere

Sehenswürdigkeit zu preisen, die sich bis heute in Touristenkreisen regen Zuspruchs erfreut; das Gewerbemuseum, das, in einem barocken Patrizierhaus eingerichtet, eine der bedeutendsten Musikinstrumentensammlungen Europas beherbergt. Ein Museum, das weit über die Entwicklung der einheimischen Musikindustrie hinaus – und bis auf die Anfänge des Instrumentenbaues überhaupt zurückgeht. Das kann an den Hauptbesuchstagen kuriose Formen annehmen. Den Instrumenten gefällt es nicht in Glasvitrinen, sie wollen zum Klingen gebracht sein. Und so mischt sich im Raum der Schlaginstrumente in die verhaltene Stimme eines japanischen Tempelgongs das dumpfe Donnergrollen chinesischer Becken, das rhythmische Dröhnen afrikanischer Signaltrommeln. In einem anderen Raum wird das dünne Stimmchen einer Stockgeige von dem schnarrenden Geklimpere der Radleier übertönt. Ein gefährlich aussehendes, einfach zu spielendes Instrument, das schon zur geistlichen Klostermusik erklang, als das Land an der Elster noch das Land der Vögte war. Auf den Marketenderkarren rollte es in die Lager der Landsknechte, die Jahrhunderte später brandschatzend durch das Vogtland zogen. Das Holz wurmstichig, die Beschläge verrostet, beweist die alte Radleier die gesellschaftliche Bezogenheit, die Klassenbedingtheit der Musik. Selbst die Geige, die im Markneukirchener Gewerbemuseum einen Ehrenplatz einnimmt, hat dem Musikempfinden in den verschiedenen Epochen ihre Zugeständnisse gemacht. Zum Klang der zarten Menuette in den Salons der Adligen gefiel sie sich in den weichen Flötentönen der Viola d'amore, der Liebesgeige. Die Musik eines Beethoven und Carl Maria von Weber forderten der Geige vollere, wärmere Töne ab. Und die Königin beugte sich, um Königin zu bleiben.

Das Obergeschoß des Hauses erfüllten die spinnwebzarten Klänge eines Klavichords aus der Werkstatt des berühmten Orgelbauers Gottfried Silbermann und wehten durch die offenen Fenster in den Abend hinaus. Die Besucher verharrten in andächtigem Schweigen. „Bitte, spielen Sie das doch noch einmal!" bat eine junge Besucherin den musizierenden Kustos. Während er behutsam in die Tasten griff, ruhten ihre Blicke auf dem Plakat mit den zwei Geigen und der Einladung zum Besuch der „Tage der Volksmusik" in der Musikstadt Markneukirchen. Das Plakat hätte eine wirkungsvollere Stelle nicht finden können.

Das Klavichord gehörte der Vergangenheit an. Der Geigenbau war Gegenwart geblieben, über die im Verlaufe der Führung viel Gutes und Richtiges gesagt wurde, ohne daß sie eigentlich „gegenwärtig“ war. Das machte die Skepsis des Mannes verständlich, der im Zimmer der Geigen den Kustos gefragt hatte: „Hundert Stunden Arbeitszeit für eine Geige? Wo bleibt da der technische Fortschritt?“ Der Kustos hatte sich die Antwort nicht lange zu überlegen brauchen, er mochte solche Fragen gewöhnt sein, aber sie kam zögernd: „Der Violine ist maschinell nicht einfach beizukommen, die meisten der zahlreichen Arbeitsgänge bleiben Handarbeit. Es gibt Geigenbauer, die sagen, das Holz habe ein inneres Leben, auch die Geige habe eine – Seele. Und diese ‚Seele‘, das ‚musikalische Geheimnis‘ der alten Meistergeigen, suchen die Geigenforscher mit den kompliziertesten technischen Verfahren, mit Röntgenstrahlen, Oszillographen, Mikrophonen, zu entschleiern! Aber noch läßt der Erfolg ihrer Bemühungen auf sich warten.“ Und wie zur Beruhigung des Fragenden hatte er hinzugefügt: „Die ersten Schritte sind immerhin getan. Die meisten unserer handwerklich-kleingewerblich produzierenden Instrumentenbauer haben sich zu einer leistungsfähigen Handwerkergenossenschaft, zur MIGMA, zusammengeschlossen. Der zweite Schritt wurde 1953 mit der Gründung des VEB Musikinstrumentenbau ‚Harmonie‘, der größten deutschen Spezialfabrik für Streich- und Zupfinstrumente, vollzogen. Na, und seit Anfang 1961 besteht auch eine Produktionsgenossenschaft des Handwerks, die ‚Sinfonia‘!“ Und als wir den Kustos, angeregt durch unseren Besuch in der Werkstatt des Gitarrenbauers, danach fragten, mit welchem Erfolg der VEB „Harmonie“ produziere, hatten wir zu hören bekommen, daß allein von 1955 bis 1959 der Export um 220 Prozent gesteigert werden konnte! Darin lag die große Perspektive, die der von uns besuchte Meister nicht erkannte.

Nachdenklich schlenderten wir durch die Straßen der Stadt, über der der Himmel nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, voller Geigen hing, sondern von Gewitterwolken umzogen war. Vor dem Kino war es ruhig geworden. Die Abendvorstellung hatte begonnen. Gegenüber, in der Werkstatt des Gitarrenbauers, brannte noch Licht. Er könnte es auf seine alten Tage leichter haben, dachte ich, aber die ehrwürdigsten Traditionen sind halt die zählebigsten. Immer stärker bewegte mich die Frage, wie es in dieser Hinsicht wohl in Markneukirchens junger Schwesterstadt,

wie es drüben in Klingenthal um das Verhältnis zwischen Tradition und Gegenwartsverbundenheit bestellt sein mochte. Sollte es ruhig gewittern, die ganze Nacht, wenn es Petrus beliebte. Sobald es aufhörte, würden uns die Wolken in entgegengesetzter Richtung aus dem Landesgemeindetal hinauswandern sehen, am Hinteren Floßteich und den Drei Rainsteinen vorbei – nach Klingenthal!

Wir schlugen dem Schneebringer ein Schnippchen und fuhren in das Wintersportgebiet am Aschberg, nicht wann es ihm beliebte, sondern wie es uns gefiel. An unserem Weg stand der farbenprächtige Herbstwald Spalier. Aus welcher Richtung man sich Klingenthal auch nähert – ob von Auerbach oder Markneukirchen her –, was auffällt, sind die großen Fabrikgebäude, die sich in die Gesellschaft der kleinen Häuser drängen. Ihre Firmenschilder sind verwittert und verschnörkelt wie die in Markneukirchen, doch statt der Geigen und Kontrabässe offerieren sie dem Leser Harmonikas und Akkordeons. Musik in jedem Haus. Ob man sich für das älteste oder das jüngste Bauwerk der Stadt interessiert, unter jedem Dach hat die holde Frau Musica ein „Patenkind" wohnen. Der jüngste und stattlichste Bau ist das im Zwotatal gelegene Harmonikawerk, das größte seiner Art in Europa, ein „Sprößling" unseres Siebenjahrplans. Das älteste Bauwerk, das Alte Schloß der Nürnberger Familie Boxberg, die 1621 das „Gut Klingenthal" erwarb, ist das Klubhaus der Harmonikawerker. Neben der nach dem Vorbild der Dresdener Frauenkirche im Kuppelbau aufgeführten Kirche und dem Rathaus, das architektonisch den „Heimatstil" repräsentieren soll, gibt das Klubhaus dem Stadtkern sein Gepräge. Als die Boxberger ihren Herrensitz errichten ließen, glich die Umgebung noch einer öden Einsiedelei. Am Zusammenfluß von Zwota und Döbra ein Hammerwerk, „Hellhammer" genannt, umgeben von den kümmerlichen Hütten der Hammerknechte, Holzfäller, Köhler und Bergknappen, das war alles, was die namenlose Ansiedlung (eine der jüngsten des oberen Vogtlandes) ausmachte. Einem der Hammerwerker, einem gewissen Klinger, soll der Ort seinen Namen verdanken. Eine andere Deutung führt die Herkunft des Ortsnamens auf „Helle" = Klinge (tief eingeschnittener Talgrund) zurück.

Die in Markneukirchen ansässig gewordenen böhmischen Instrumentenmacher fanden auch in dieses Tal. Im Jahre 1716, ein halbes Menschenalter nach der Markneu-

kirchener Innungsgründung, wurde die Klingenthaler Geigenmacher-Innung gegründet. Den Absatz der in den „Klingenden Tälern“ gefertigten Geigen, Lauten, Gamben und Davidsharfen besorgten zumeist die Markneukirchener Instrumentenhändler mit ihren weitreichenden Marktbeziehungen. Mit Schiebbock und Reff bewegte sich der Handel über die Friebuser Höhe herüber und hinüber, gelangte nach der Streichinstrumentenfabrikation die Herstellung von Messingblasinstrumenten aus dem Tal der Kleinen Elster in das Zwotatal. In der langsamen, aber stetigen Aufwärtsentwicklung Klingenthals von der Hammersiedlung zum Instrumentenmacherdorf trat 1828/29 die entscheidende Wende ein. Diesmal war es ein Holzblasinstrumentenhändler, der sich draußen in der Welt umsah und von einer seiner Geschäftsreisen eine „Mundäoline“, ein „Brummeisen“, mitbrachte. Ein unscheinbares Ding, das durch Einziehen und Ausstoßen des Atems zum Erklingen gebracht werden konnte. Neben die „Königin Geige“ gestellt, nahm es sich wie ein Aschenputtel aus. Die Geigenbauer lächelten, keiner von ihnen ahnte, daß sich das Aschenputtel als „Mundharmonika“ im Sturmflug die Sympathien der einfachen musizierfreudigen Menschen in aller Welt erobern würde. 1852 folgte der Mundharmonika die „Handäoline“, die Ziehharmonika. Ein gefältelter Blasebalg, der durch Auseinanderziehen und Zusammendrücken das Anblasen der stählernen Tonzungen übernahm, Stammmutter aller „Quetschkommoden“ vom Akkordeon bis zur Konzertina. Hatte Markneukirchen Mittenwald als Geigenstadt überflügelt, konkurrierte Klingenthal von nun an mit dem schwäbischen Trossingen und wohl auch mit – Markneukirchen. Die Herstellung von Zungenblasinstrumenten, die sich in den Tälern rings um den Aschberg rasch ausdehnte, ermöglichte weit eher als der Geigenbau den Einsatz von Maschinen, den Übergang von der Handwerksarbeit zur Massenproduktion. Andererseits ermöglichte der mechanisierte Produktionsprozeß den Eigentümern der teuren Maschinen den Einsatz billiger – weil ungelernter – Arbeitskräfte. Und das lockte! Das lockte die Kapitalbesitzer ebenso, wie sie Jahrzehnte früher von den Maschinenspinnereien und Maschinenwebereien angezogen worden waren. Daher die großen Fabriken. Deshalb das sprunghafte Anwachsen der Produktionsziffern. Um 1860 produzierte Klingenthal bereits jährlich rund drei Millionen Mundharmonikas und 215 000 Akkordeons, 1929 fünfzig Millionen Mundharmonikas und eine Million

Akkordeons. Rund 90 Prozent davon für den Export. Hinsichtlich des Wohlstandes seiner Bürger aber konnte sich Klingenthal nicht mit Markneukirchen messen. Die Klingenthaler Instrumentenarbeiter, die den Reichtum der Fabrikherren schufen, teilten das Los der vogtländischen Weber, zählten zu den Ärmsten der Armen. Die Konzentrationsbestrebungen der Großbetriebe und Musikinstrumentenkonzerne führten zu scharfen Konkurrenzkämpfen, zu Absatzkrisen und Konkursen, deren Last auch in Klingenthal die Arbeiter tragen mußten.

Nicht die Mildtätigkeit der Fabrikherren, sondern die Eigenwilligkeit der wildgebirgigen Natur hat einer Zusammenballung grauer Mietskasernen an den schmalen Ufern der Zwota und der Döbra Einhalt geboten. Die im Holzbau errichteten Häuser der Instrumentenbauer kletterten, als wollten sie den Fabriken ferne sein, aus der Enge der Täler die waldumkränzten Hänge hinauf.

Mit seinen weithin verstreuten Häusergruppen und -grüppchen bildete Klingenthal bis zur Verleihung des Stadtrechtes, im Jahre 1919, einen Marktflecken von kaum 6000 Einwohnern. Heute zählt es die dreifache Einwohnerzahl, obwohl es innerhalb seiner Gemarkung der Häuser nicht wesentlich mehr geworden sind. Entlang dem Schienenstrang der elektrischen Stadtbahn wuchsen Klingenthal neue Kräfte zu, begann die Eingemeindung der Nachbarorte. Brunndöbra brachte 4000 Einwohner. Sachsenberg-Georgenthal, mit dem Klingenthal seit Beginn der Zungenblasinstrumentenfabrikation ökonomisch eng verbunden ist, gliederte sich mit 6000 Einwohnern dem Stadtgebilde ein. Möglich, daß die Markneukirchener auch darauf ein wenig neidisch sind, dachten wir. Als hätte irgendwer unsere Gedanken erraten, entdeckten wir fast gleichzeitig ein Plakat, das ebenfalls für ein bedeutungsvolles Musikfest warb. Es war von anderer Farbe als das Plakat in Markneukirchen. Und statt der Geigen zeigte es Harmonikaspieler. Es warb für den Besuch der „Klingenthaler Harmonika-Tage".

Erwartungsvoll gingen wir am Abend in das Klubhaus der Harmonikawerker, zur Hauptprobe des Klingenthaler Harmonikaorchesters. Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt. Ohne das energische Veto der Feuerwehr wären selbst die Gänge mit Stühlen vollgestellt gewesen. Das ist begreiflich. Die Menschen, die die Instrumente bauen und sie stimmen, müssen selber von der Liebe zur Musik erfüllt sein.

Und der Liebe zur Musik entspringt das Verlangen nach eigener Musikausübung. Die 1834 in Markneukirchen und 1843 in Klingenthal gegründeten Instrumentenmacherschulen waren von Anfang an Musikschulen im Sinne des Wortes; bemüht, „durch eine gute theoretische und praktische Durchbildung im Musikfach die hiesige Bevölkerung zu befähigen, Qualitätsarbeit zu leisten." Mancher von denen, die ihre Schulbänke drückten, fand später seinen Platz im Markneukirchener oder Klingenthaler Stadtorchester.

Auf der festlich geschmückten Bühne rückten indes die Harmonikaspieler ihre Pulte zurecht. Klingenthaler mit Klingenthaler Instrumenten.

„Wandervogel-Musik", sagten wir früher, wenn wir beim Klang der Ziehharmonikas und Mundharmonikas durch das sommerliche Land zogen oder um die wärmenden Feuer der Schibauden saßen. Die Harmonikawerker aber spielten keine Wandervogellieder. Sie spielten Liszt. Die Brillanz der Klangfarben steigerte sich zur chromatischen Sinfonie. Und sie spielten auf neue Weise die neuen Weisen unserer Zeit. Als wir später im Kreise der Musikanten, der Kästchentischler und Plattenmacher, der Mechaniker und Instrumentenstimmer, gesellig beisammensaßen, lenkten wir das Gespräch behutsam auf das Verhältnis zwischen den beiden Musikstädten, das Verhältnis zwischen „hüben" und „drüben". Die Antworten der Umsitzenden waren so verschieden wie sie selbst, aber alle trafen den Kern. „Was heißt hüben und drüben wie bei einer Grenze?" stellte einer die Gegenfrage. „Jeder Berg hat zwei Seiten, und die beiden Seiten gehören zusammen, machen den ganzen Berg aus. Die unterschiedliche Entwicklung der beiden Städte erklärt sich damit, daß sie über dreihundert Jahre keine ökonomische Einheit bildeten. Das war der Fehler. Bis 1951 gehörte Markneukirchen zum Kreis Oelsnitz, zählte Klingenthal zum Kreis Auerbach. Seit 1952 ist's anders, haben sich beide Musikstädte verwaltungsmäßig im Musikkreis der Republik vereinigt. Und die Kreisstadt heißt Klingenthal . . ." Aus seinen Worten sprach, sachlich und nüchtern, der Mann der Verwaltung.

„Was heißt hüben und drüben?" so fragte ein Bälgemacher. „Bei uns in den Harmonikawerken arbeiten Werktätige aus der ganzen Umgebung - auch Markneukirchener. In den Brigaden wird nicht gefragt: ‚Wo kommst du her?' Wir fragen: ‚Bist du mit uns?' So wird aus den Nebeneinander das Miteinander. In Markneukirchen wandelt

sich die ökonomische Basis. Mit ihr wird sich das Bewußtsein der Menschen wandeln!“ Und einer der Harmonikaspieler sagte: „Wenn alle die Erste Geige spielen wollten, bekämen wir kein Orchester zusammen. Die Instrumente in einem Orchester sind aufeinander abgestimmt, damit es keine Mißtöne gibt. Nur die alten Instrumente geben manchmal einen falschen Ton von sich. Fragen Sie die Geigenbauer: Ermüdet im Laufe der Jahre der Baßbalken, verliert die Geige ihren Schmelz! Übrigens besuchen uns am Sonnabend gerngesehene Gäste: die Blasmusiker aus Markneukirchen!“ Die Tischgesellschaft ließ die Gläser aneinander klingen. „Auf die Musik und auf die, die sie lieben und pflegen!“ prostete uns der Bälgemacher zu. Und wir fügten seinen Worten unseren Trinkspruch dazu: „Auf das Wohl der beiden Schwestern, auf Markneukirchen und Klingenthal!“

Unbeschwert bestiegen wir am darauffolgenden Morgen den schnittigen blauen Ifa-Omnibus, der eilige Touristen ohne eigenen Wagen preiswert und bequem zum Aschberg hinaufbefördert. Die Fenster waren breit und blank genug, um die Fahrt entlang der kurvenreichen Bergstraße für die Passagiere zum Erlebnis werden zu lassen. Unter uns schrumpften die Häuser und Fabriken zusammen und verloren ihre kräftigen Farben. Als sie klein genug geworden waren, um in eine Spielzeugschachtel hineinzupassen, rief die Schaffnerin „Endstation!“ Der Bus hielt, als wolle er es mit niemandem verderben, zwischen „Aschbergschänke“ und „Waldgut“. Rund dreieinhalb Jahrhundert alt, hat sich das „Waldgut“, der vogtländische Gevatter des Sporthotels auf dem Fichtelberg, jugendlich zurechtgemacht, was ihm ausgezeichnet bekommt. Wäre das architektonische Prädikat „Heimatstil“ nicht schon an das Klingenthaler Rathaus vergeben, schien es mir hier oben weit besser am Platze. Daß wir als Nachsaison-Touristen länger als zur Hochsaison auf das Frühstück warten mußten, verdroß uns und das Dutzend Mitgäste wenig. Wie Petrus von seiner Wolkenbank schauten wir in das Paradies der Wintersportler hinein. Die neuerbaute „Große Aschbergschanze“ im Steinbachtal, mit ihren rasanten Formen aus Stahlbeton, Anziehungspunkt der Springerelite Europas, hatten wir schon bei der Anfahrt gesehen und bewundert. Nun taxierten wir die steil oder mäßig abfallenden Hänge und Schneisen, die Holzabfuhrwege und Jägersteige, welche die Berge wie ein engmaschiges Netz überziehen, und merkten jene vor, die unserem sportlichen

Können entsprachen. Es gab auch solche, wenngleich die schwierigeren Abfahrten – für wirkliche Könner – überwogen.

Der gegen Mittag zunehmende Betrieb bot Anlaß genug, ungesäumt das letzte Stück des Weges, den Aufstieg zum Aschberggipfel, in Angriff zu nehmen. Unmittelbar hinter dem Sporthotel stiegen wir den Grenzweg empor, der spürbar werden läßt, daß Klingenthal innerhalb des Stadtbereichs, zwischen Talsohle und dem höchstgelegenen Haus, der Jugendherberge „Klement Gottwald", ziemlich 400 Meter Höhenunterschied aufweist. Der Wind zerrte an unseren Jacken und zauste die Haare, ließ uns beim Steigen schwitzen und frösteln, sooft wir verschnauften. Es grenzte schon an ein Wunder, wie die kleinen Holzhäuschen, die beängstigend am Steilhang klebten, den Aschberg bezwungen hatten. Und zu bewundern war die Zähigkeit ihrer Bewohner, mit der sie Wind und Wetter trotzten, ihre Liebe und Naturverbundenheit, die sie auf viele den Menschen im Tal selbstverständliche Annehmlichkeiten des Lebens verzichten ließ. Nun richteten sie sich auf den Winter ein, stapelten neben den Häusern das in den weiten Wäldern gerodete Stockholz zu bienenkorbartigen Meilern. Es muß lange reichen, weilt doch der Winter hier oben nicht selten vom Oktober/November bis März/April, also länger als ein halbes Jahr. Über Einsamkeit brauchen sich die Bergbewohner, wie die ausgetretenen Wanderpfade verrieten, nicht zu beklagen. Denn wer im Vogtland war, ohne den Daheimgebliebenen eine Ansichtskarte vom Aschberg geschickt zu haben, wird genauso scheel angesehen wie der Harzreisende, der nichts vom Brocken zu berichten weiß.

Die den beschwerlichen Aufstieg belohnenden Ausblicke sollen im einzelnen nicht beschrieben werden. Wir haben ihrer so viele gepriesen, daß es zu sagen genügt, der Aschberg steht als Aussichtswarte keinem anderen Vogtlandgipfel nach. Uns, die wir den „Deutschen Musikwinkel" durchstreift, seinem Werden und seinen Eigenheiten nachgespürt hatten, erschien er an diesem Herbsttag von besonderem Reiz. Der Aschberg ist es, der als Kontrapunkt im Landschaftsbild der „Klingenden Täler" den Dreiklang der um ihn gebreiteten Städte, die von Kraslice (Graslitz), Markneukirchen und Klingenthal geführten Stimmen, harmonisch zu einem Ganzen verwebt.

SLUB
Wir führen Wissen.

Abend des Jahres im Tal der Göltzsch

Das alte Jahr neigte sich seinem Ende zu, ohne daß es der Winter für nötig befand, von den höchsten Kuppen der Mittelgebirge auch nur um Schrittbreite herabzusteigen. Die Ungeduldigen die Winterurlauber und Wintersportler, die Kinder mit den neuen Schneeschuhen und Schlitten und alle, die sich seiner Gegenwart erfreuen wollten, sollten nur zu ihm kommen. So fuhren wir denn am letzten Tag des Jahres nach Rodewisch, hoffend, daß uns der Winter halbwegs entgegenkäme. Doch in „Ruwisch" sahen die Häuser genauso bleich, die Straßen so grau und die Menschen so „herbstmüde" aus wie in Karl-Marx-Stadt, Zwickau oder Plauen. Dafür plätscherten die Wasser der Göltzsch um so munterer dahin, als kehrten noch einmal die Paddler und Kanuten zurück und nicht, als brächte ihnen der Frost einen Panzer aus Eis. Wir mußten den Winter nehmen, wie er ist, sollte des Jahres letzter Tag dem Vogtland gehören. Mit der Göltzsch, deren Quellbäche den ausgedehnten Waldrevieren bei Muldenberg entspringen und die in weitgeschwungenem Bogen, an Falkenstein vorbei, Auerbach, Rodewisch, Lengenfeld und Mylau passiert, um sich kurz vor Greiz in die Weiße Elster zu ergießen, hatte es für uns eine besondere Bewandtnis. Der von ihr beschriebene Viertelbogen schloß den Dreiviertelkreis unserer Wanderroute, die sich in dem Augenblick vor uns geöffnet hatte, als wir an einem gewöhnlichen Augustsonnabend im D-Zug Richtung Plauen über die Göltzsch- und die Elstertalbrücke fuhren. Bänglich hatten wir von der rund 80 Meter hohen, aus vogtländischem Granit im Etagenbau aufgeführten, von Dutzenden Bögen getragenen Brücke in die

Engschlucht der Göltzsch geblickt. Und uns hatte Bewunderung für das Genie des Wernesgrüner Kleinbauernsohnes Johann Andreas Schubert erfüllt, der, selbst an den Ufern der Göltzsch aufgewachsen, im Mannesalter die mathematischen Berechnungen für das architektonische Wunderwerk aus 180 000 Kubikmetern Material schuf.

Für Wernesgrün und sein berühmtes Pilsner, „das Bier für Kenner", machte auch der „Vogtlandquell", unser Quartier, Reklame, der – eng mit der Ortsgeschichte Rodewischs verbunden – so recht zum Gruseln eingerichtet schien. Die Sage will wissen, Rodewisch verdanke seinen Namen einem „roten Wisch", einer blutbefleckten Schärpe, die ein im Kampf gegen die eindringenden Deutschen gefallener slawischer Edelmann seiner Braut überbringen ließ. Die Schärpe des Geliebten als Andenken auf dem Herzen tragend, sei die Jungfrau, eine Tochter des heidnischen Grafen von Schöneck, in das Dunkel der Wälder geflohen, „bis sich ihr ein liebliches Tal auftat, in dessen Schoße zwei klare Gewässer von verschiedenen Richtungen her sich vereinigten, umschattet von der Haselstaude schützendem Gesträuch." Hier ruhte sie aus und beschloß, im Tale der Göltzsch ein Kloster zu gründen. Um den künftigen Bauplatz wiederzufinden, knüpfte sie den „roten Wisch" in das Haselgezweig. Nach der Reformation sollen die Klostergüter in das Rittergut Obergöltzsch umgestaltet worden sein, während die Anwohner für ihre Siedlung den Namen „Rodewisch" beibehielten. Soweit die Legende. Tatsache aber ist, daß der „rote Wisch" auch in das Brauchtum der in Rodewisch ansässigen Tuchmacher und Weißwarennäher seinen Einzug hielt. Jahrzehntelang wurde zum Abschluß der Kirmes für die Frauen ein roter Schal, für die Männer eine rote Schärpe ausgekegelt. Die Gewinner, in Ansehen und Rang den erzgebirgischen Schützenkönigen vergleichbar, zogen an der Spitze der Festgesellschaft in das Hotel Rudolph, privilegiert, das Fest „anzutanzen", der Festgesellschaft das Bier und die Musikanten zu bezahlen. Das ist die Stelle, bei der die Geschichte „gruslig" zu werden beginnt. Irgendwann kam es beim Kirmeskegeln zum Streit um den roten Wisch, wobei einer der Männer erstochen wurde. Unter dem Dach eben dieses Hauses bezogen wir Quartier. Doch wer glaubt heutzutage, im Zeitalter des Sternenflugs und der Weltraumschiffe, noch an solche abergläubischen Geschichten? Um beim Sternenflug zu bleiben: mehr als

die altvogtländischen „Kerwesbräuche“ hatte es uns eine andere althergebrachte Gepflogenheit angetan, nämlich, die Sterne danach zu befragen, was das neue Jahr der Menschheit bringen würde. Wir wollten dies allerdings nicht von einem Astrologen, sondern von einem Astronomen wissen. Wir wollten, sofern es uns gelänge, den „Sternguckern von Rodewisch“ bei ihrem geheimnisumwitterten Tun über die Schultern gucken, der Schulsternwarte in Rodewisch einen mitternächtlichen Besuch abstatten.

„Edgar Penzel“ stand an der Etagenwohnung in einem der Neubauhäuser Rodewischs, hinter deren Tür es – wie an diesen Tagen hinter allen Wohnungstüren – nach Bohnerwachs, hausbackenem Kuchen, Kaffee und Punsch oder anderen ätherischen (sprich „himmlischen“) Flüssigkeiten duftete. Das Arbeitszimmer des Leiters der Schulsternwarte wies wenig Ähnlichkeit mit dem Gemach eines Astronomen auf. Statt des Fernrohres beherrschten der „Fernseher“ und ein kindliches Fernsehpublikum die Szene. „Lassen wir den Kindern ihren Spaß“, sagte der Lehrer-Astronom. „Die Instrumente haben ihren Platz in der Station. Es ist nicht weit von hier. Wenn es Sie interessiert . . .“ Natürlich legten wir Wert darauf, uns noch bei Tageslicht in der Schulsternwarte umzusehen und zu orientieren. Deshalb unsere Nachmittagsvisite. Wer konnte wissen, ob in der Nacht Zeit dazu blieb?

Die Pestalozzischule ist ein moderner Schulbau, wie ich ihn mir für die eigene Schulzeit gewünscht hätte. Hinter den verschlossenen Klassenzimmertüren war es ungewöhnlich still, so still, daß jeder unserer Schritte von den Wänden widerhallte. Weihnachtsferien. 118 Stufen zählten wir bis zur Turmkuppel, was kaum erwähnenswert wäre, wüßte man nicht, daß auf diesem Wege das gesamte Baumaterial emporgetragen werden mußte, damals im Jahre 1950, als sich die Schüler der Pestalozzischule und ihr Lehrer Edgar Penzel ihre Sternwarte einrichteten. Mit einem 105-mm-Refraktor begannen die ersten astronomischen Beobachtungen, die den Physikunterricht der Oberklassen durch praktische Arbeiten auf dem Gebiet der Optik ergänzten, vertieften und belebten. An dem Fernrohr von bescheidener Größe erwarben sich die Jungen und Mädel der Arbeitsgemeinschaft „Junge Astronomen“ das Grundwissen, das sie heute dazu befähigt, das umfangreiche Instrumentarium „ihrer“ Station zu bedienen. An die Stelle des Refraktors ist längst ein brennweitiges Spiegel-

teleskop getreten. Daneben zieht ein Binokotar – „Kometensucher“ genannt – mit vierzigfacher Vergrößerungsleistung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die sechs Astrographen (Typ AT-I) auf den kurzbeinigen Stativen sind ein Geschenk der Sowjetunion. „Als Anerkennung unserer Erfolge bei der Sputnikbeobachtung“, erklärte Kollege Penzel. „Unseren ‚Jungen Astronomen‘ gelang es als den ersten ‚Leuten vom Fach‘ Sputnik 1 zu fotografieren. Und als erste astronomische Einrichtung in Deutschland konnten wir Sputnik 2 und Sputnik 3 sichten und ihre Bahn vermessen. Mit der Nummer 125 in das Netz der über die ganze Erde verteilten 250 Internationalen Satellitenbeobachtungsstationen einbezogen, erzielten wir im Juli 1958 – was die Zahl der beobachteten Durchgänge des Sputniks 3 und seiner Trägerrakete anbelangt – sogar einen Weltrekord . . .“ Den Beweis hierzu fanden wir im Archiv des Auswertungsraumes, in dem es von der Fachbücherei bis zum Tonbandgerät, vom „Historischen Globus“ bis zur Kurzwellen-Empfangsstation an nichts fehlte. Über 3000 Archivaufnahmen bieten die Möglichkeit, die Lichtkurven veränderlicher Sterne festzulegen, das Auftauchen neuer Kometen auszuwerten, die Erforschung und Eroberung des Weltalls durch den Menschen Schritt für Schritt zu verfolgen. Ich mußte an den Theologen Dörffel aus Plauen denken, den ersten „Sterngucker“ des Vogtlandes und neben Newton und Kepler einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, und ich dachte an Bruno H. Bürgel, den Arbeiterastronomen. Sie alle trugen dazu bei, den einfachen Menschen den Sternenhimmel zu erschließen, sie halfen mit, das wissenschaftliche Weltbild im Volk zu verbreiten. Und ich war mir gewiß, daß sie die jungen Rodewischer Astronomen zu ihren Erfolgen beglückwünscht, um die ihnen gegebenen Möglichkeiten der astronomischen Tätigkeit aber wohl ein wenig beneidet hätten – wie wir es taten. Nur der grauverhangene Himmel, dem wir in der Turmkuppel der Pestalozzischule näher als in den Straßen von Rodewisch waren, stimmte uns bedenklich. „Die Bewölkung ähnelt der vom Morgen des 3. Januar 1959, als wir hinter den Teleskopen und Astrographen der ersten sowjetischen Mondrakete aufwarteten“, sagte Kollege Penzel. „Halten wir die Daumen, daß die Wettermacher mit uns Sternguckern Erbarmen haben. Wenn sich die Bewölkung auflockert – Treffpunkt vier Uhr MEZ vor dem Schulhaus . . .“ Als wir auf die Straße traten, sprühte uns der Regen winzige Tröpfchen ins Gesicht.

Es wurde unser unruhigster Silvesterabend, die unruhvollste Silvesternacht. Es litt uns nicht in der lärm- und raucherfüllten Gaststube des Hotels „Vogtlandquell“, und wir fanden nicht Ruhe unter den fröhlich gestimmten Gästen des „Ratskellers“. Zwischen jedem Glas Wein, das wir tranken – und wir tranken langsam und mäßig, um uns nicht selbst um ein schönes Erlebnis zu bringen –, traten wir vor die Tür, Ausschau haltend nach dem Himmel, dem Mond und den Sternen. Der Nieselregen hielt sich. Über uns war nichts anderes als ein schmaler Widerschein der Lichter der Stadt. Draußen vor der Tür lauschten wir des Jahres letztem Stundenschlag. Oben im Saal verstummte die Musik, knallten Sektpfropfen, war Lachen und Gläserklingen. In den Häusern ringsum wurden Fenster aufgetan. Prosit-Neujahr-Rufe flogen zwischen den Häusern hinüber und herüber. Knallkörper donnerten und krachten, Feuerwerkskörper zischten im Raketenflug in den unsichtbaren Himmel. Wir wünschten uns und allen ein Jahr des Friedens und der Erfolge und dem Land, das uns lieb und vertraut geworden war, Blühen und Gedeihen. Jung und alt drängte sich, übermütig und lebensfroh, zum Tanz in das neue Jahr. Unsere Ungeduld erreichte ihren Höhepunkt. Mit als erste verließen wir den fröhlichen Kreis. Den Mantelkragen hochgeschlagen, gingen wir fröstelnd durch die Straßen. Autoscheinwerfer tasteten durch die Dunkelheit. Die Mietwagenfahrer hatten in den Stunden zwischen Nacht und Morgen Großeinsatz. Paarweise und in kleinen Gruppen schlenderten die Silvesterbummler heimwärts. In eine Hausnische gedrückt, sagte sich ein Liebespaar „Gute Nacht“. Für sie mochte der Himmel, der schwarzverhangene, voller Sterne sein. Er war noch immer sternenlos, als eine Turmuhr die vierte Stunde schlug und sich hinter uns die Tür der Pestalozzischule schloß. Edgar Penzel kam nicht allein. Mit ihm waren zwei seiner jugendlichen Mitarbeiter gekommen, die es sich trotz der Ferienzeit nicht nehmen ließen, auch in dieser Nacht ihren Posten zu beziehen. Während sie an den optischen Geräten hantierten, klingelte das Telefon. Ein Anruf zu ungewöhnlicher Stunde, sollte das die große Überraschung des Neujahrsmorgens sein?

Es war einer der vielen Neujahrswünsche für das junge Rodewischer Kollektiv, verbunden mit der Anfrage, was es im Weltall Neues gebe? Unser Gastgeber entnahm seinem Archiv ein sorgfältig abgeheftetes Telegramm und reichte es uns mit der Bemerkung: „Ich möchte auch lieber eine solche Durchsage entgegennehmen . . .“

SLUB
Wir führen Wissen.

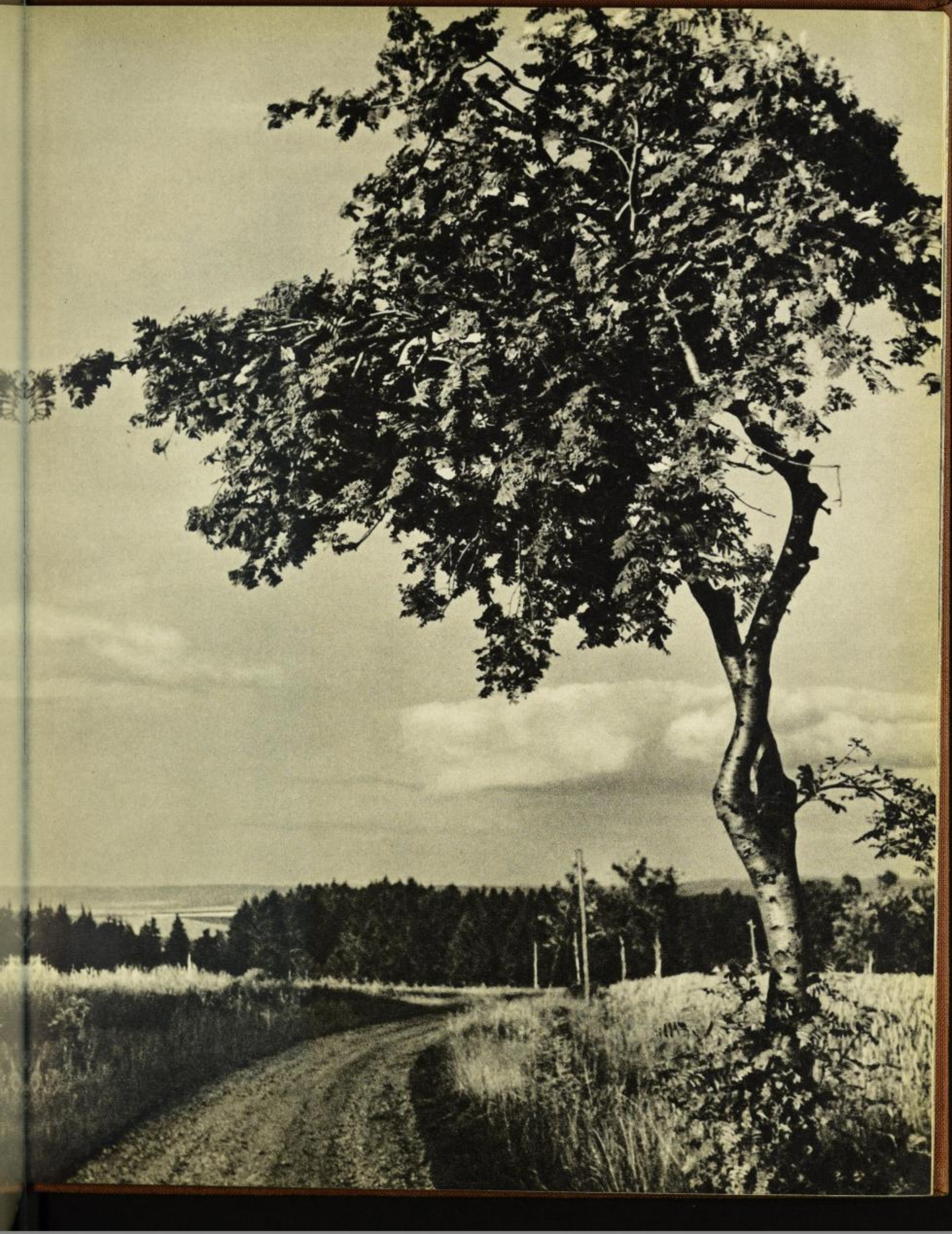
Der Text, aus chiffrierten Buchstaben und Ziffern zusammengesetzt, las sich wie der Funkspruch von einem anderen, von einem unbekannten Planeten: „SPU 75 – 12517 – 19605 – 00210 – 32013 – 00211 – 29515 – COSMOS – ZWT Potsdam". Die Übersetzung der rätselhaften Mitteilung übernahm einer der Schüler. „SPU ist die Schlüsselbezeichnung für Sputnik, gefolgt von der Kontrollziffer für die Richtigkeit der übermittelten Nachricht. Ihr Inhalt besagt, daß unsere Station 125 am 17. 5. 1960 die Möglichkeit hatte, das im Rahmen des sowjetischen Satellitenprogramms gestartete Weltraumschiff um 2 Uhr 10 Weltzeit im Azimut 320 Grad 13 Grad Höhe zu beobachten. Weiter wird mitgeteilt, daß das Weltraumschiff 20 Uhr 11 Weltzeit im Azimut 205 Grad 15 Grad Höhe angelangt war. COSMOS ist die Schlüsselbezeichnung für den Absender dieser Nachricht, den Astronomischen Rat der UdSSR, ZWT die Schlüsselbezeichnung für den Nachrichtenübermittler – die Zentrale Wetterdienststelle Potsdam!"

4 Uhr 30. Ins Sinnen geraten, trat ich an die Brüstung des Beobachtungsstandes. Da und dort brannte schon Licht in den Häusern tief unter uns, machten sich ein Bergmann oder ein Eisenbahner, eine Krankenschwester oder ein Omnibusfahrer für die Frühschicht zurecht, stillte eine junge Mutter mit glücklichem Lächeln ihr Kind ... Und – wahrhaftig – im Aufblicken glaubte ich, der Wein habe seine Wirkung getan. Die Wolken hatten sich aufgelockert. Der Mond stand kalt und bleich über den regennassen Dächern, über Bergen und Wäldern. Mit stummer Gebärde zog uns der Leiter der Schulsternwarte hinter das große Spiegelteleskop. Die Optik rückte die uns zugekehrte Mondseite mit ihren Meeren und Seen, Sümpfen und Kratern und Ringgebirgen greifbar nahe. Vielleicht bewegte sich bald schon das erste bemannte Weltraumschiff mit kosmischer Geschwindigkeit und auf vorausberechneter Bahn zu unserem Nachbarplaneten? Vielleicht würden die Rodewischer Sterngucker mit ihren Astrographen auch diesen denkwürdigen Augenblick der Menschheitsgeschichte im Bilde festhalten und einmal mehr den Namen der kleinen Göltzschstadt und des von den Vögten befreiten Landes, in dem sich auf vielgestaltige Weise das Alte dem Neuen verbindet, in alle Munde bringen.

Ich wünschte es ihnen als Krönung ihrer Arbeit und uns als Höhepunkt der vogtländischen Wanderfahrt.

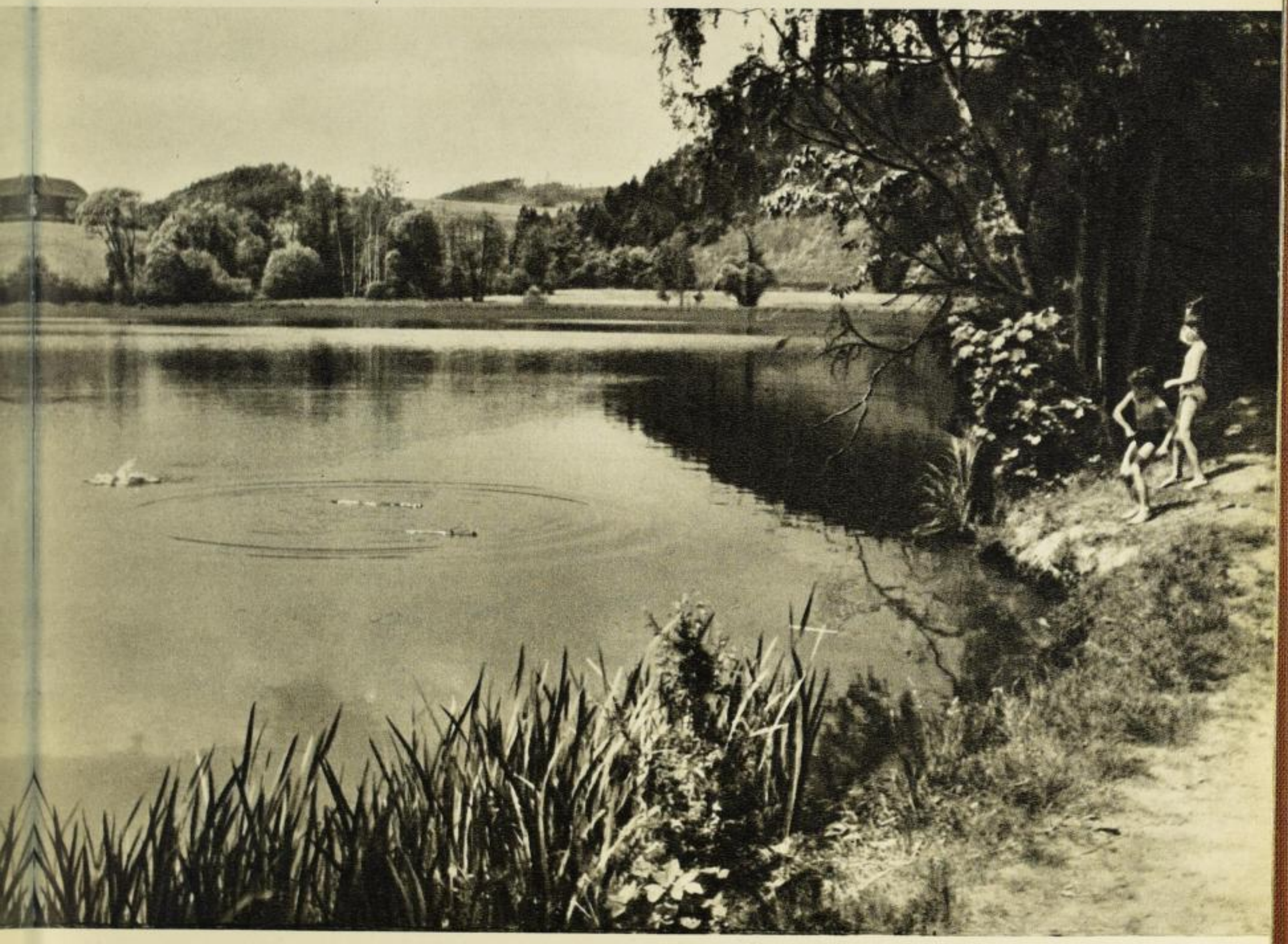
SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.



Mühlteich an der Steinmühle

Im Tale der Göltzsch



Die Göltzschtalbrücke

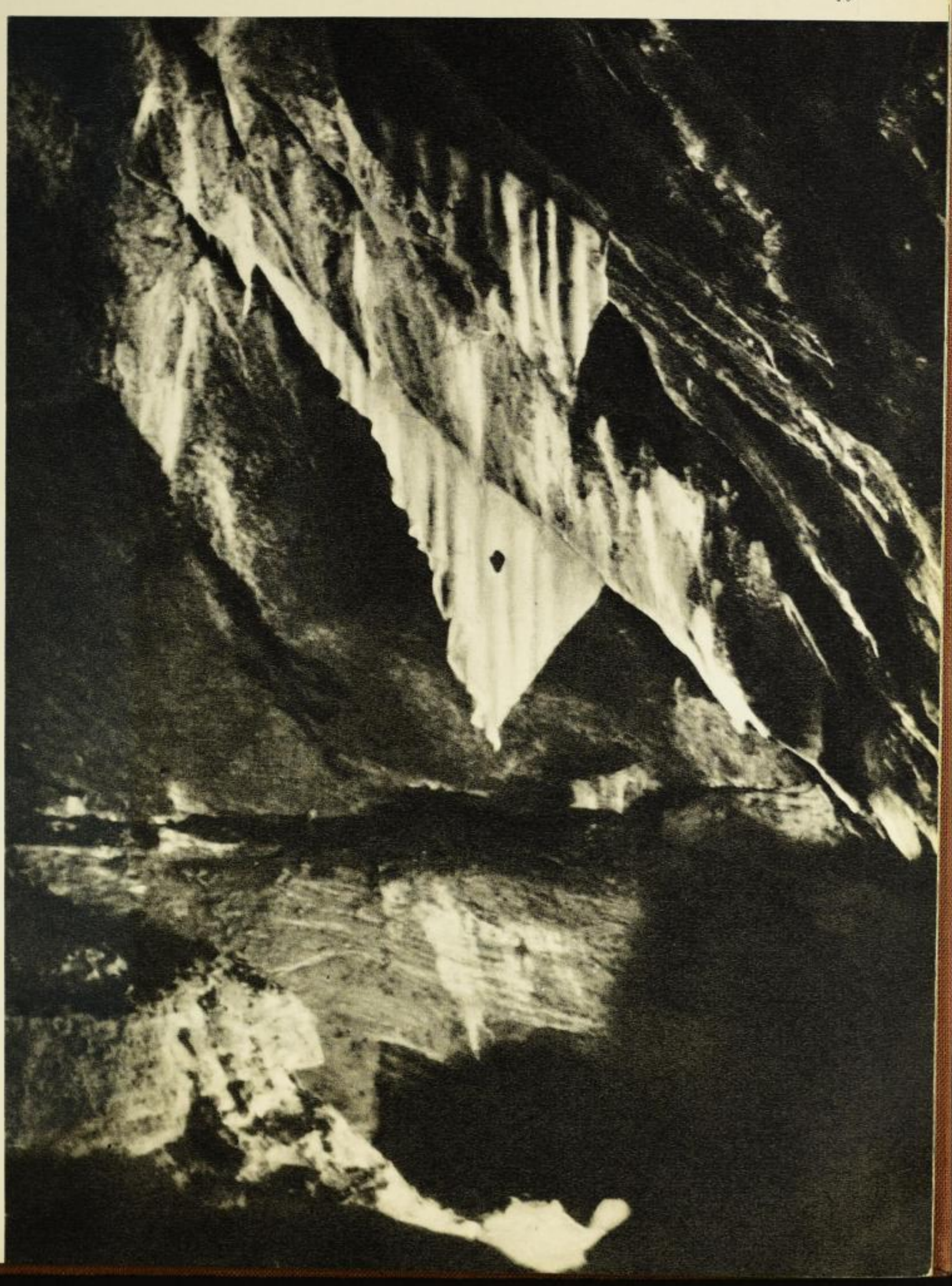
Das Lochbauerngut bei Möschwitz, ein altvogtländisches Bauerngehöft

Burgruine Elsterberg

Blick vom Kubberg auf Netzschkau

Schloß Netzschkau

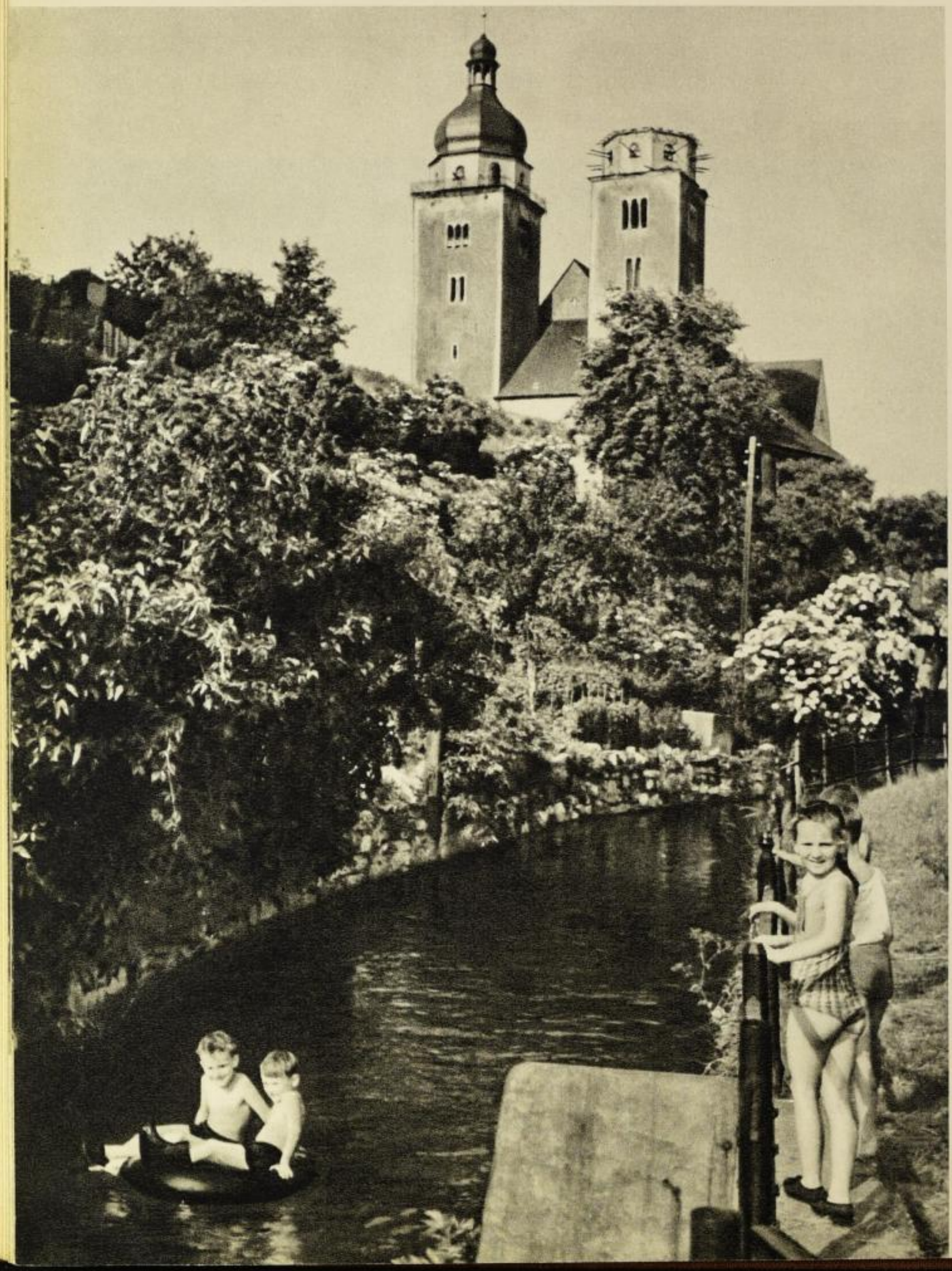
Ein vielbesuchtes Ausflugsziel: die Drachenhöhle bei Syrau

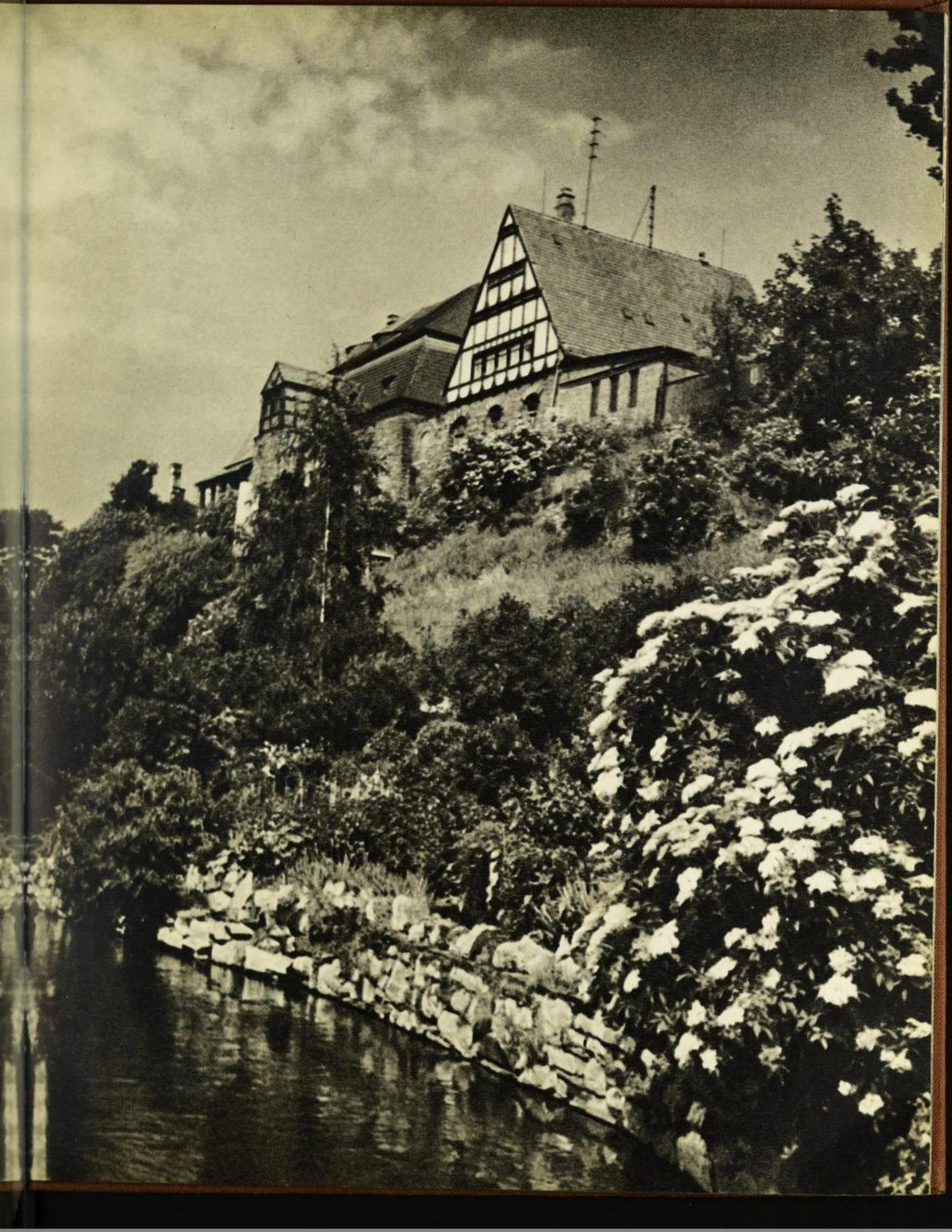


Eine der wichtigsten Industriestädte des Vogtlandes ist Reichenbach

Plauen. Mühlgraben mit Johanniskirche. – Das alte Schloß und spätere Malzhaus

12





SLUB
Wir führen Wissen.

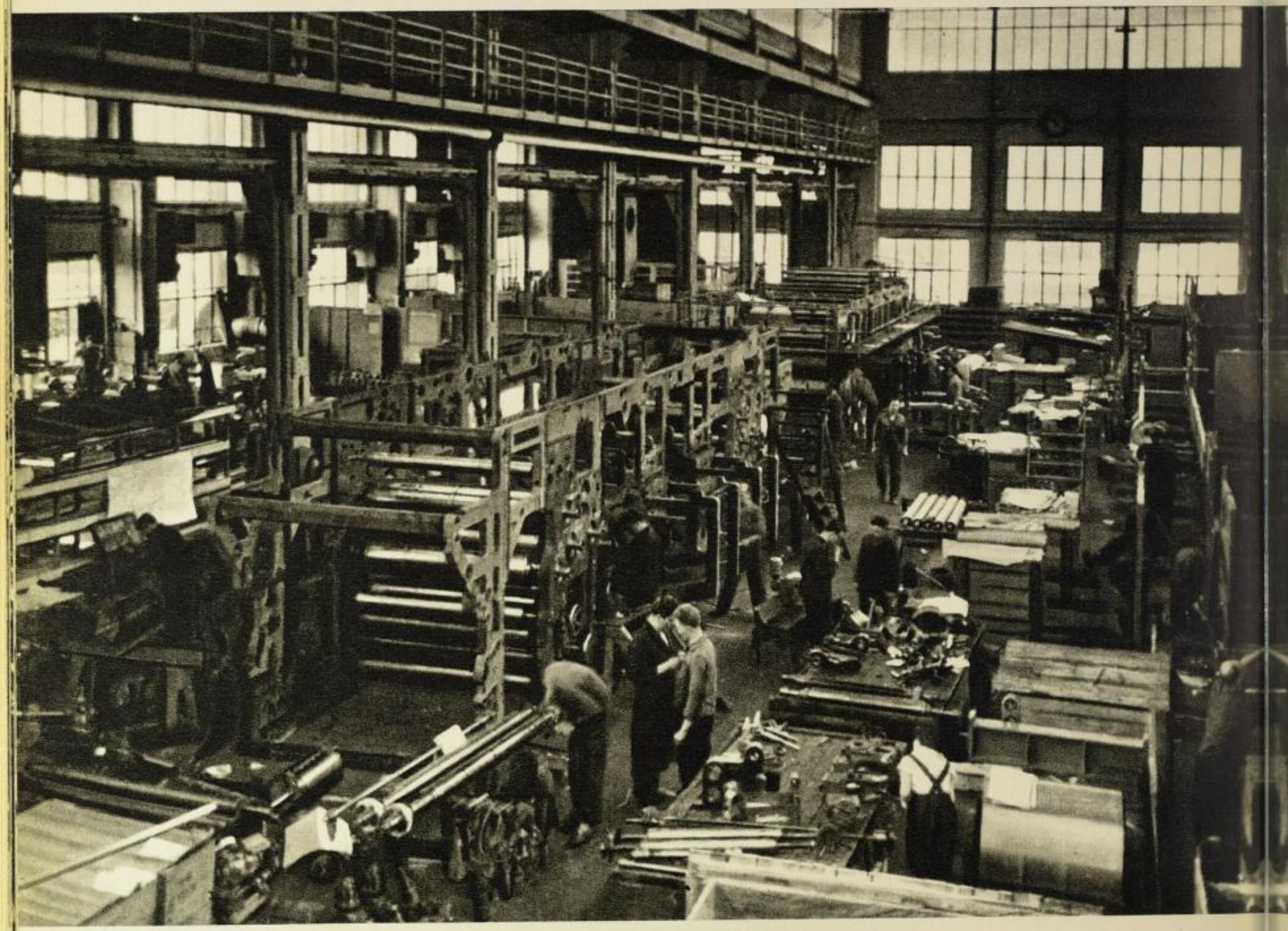
Reges Treiben erfüllt die Bahnhofstraße

16

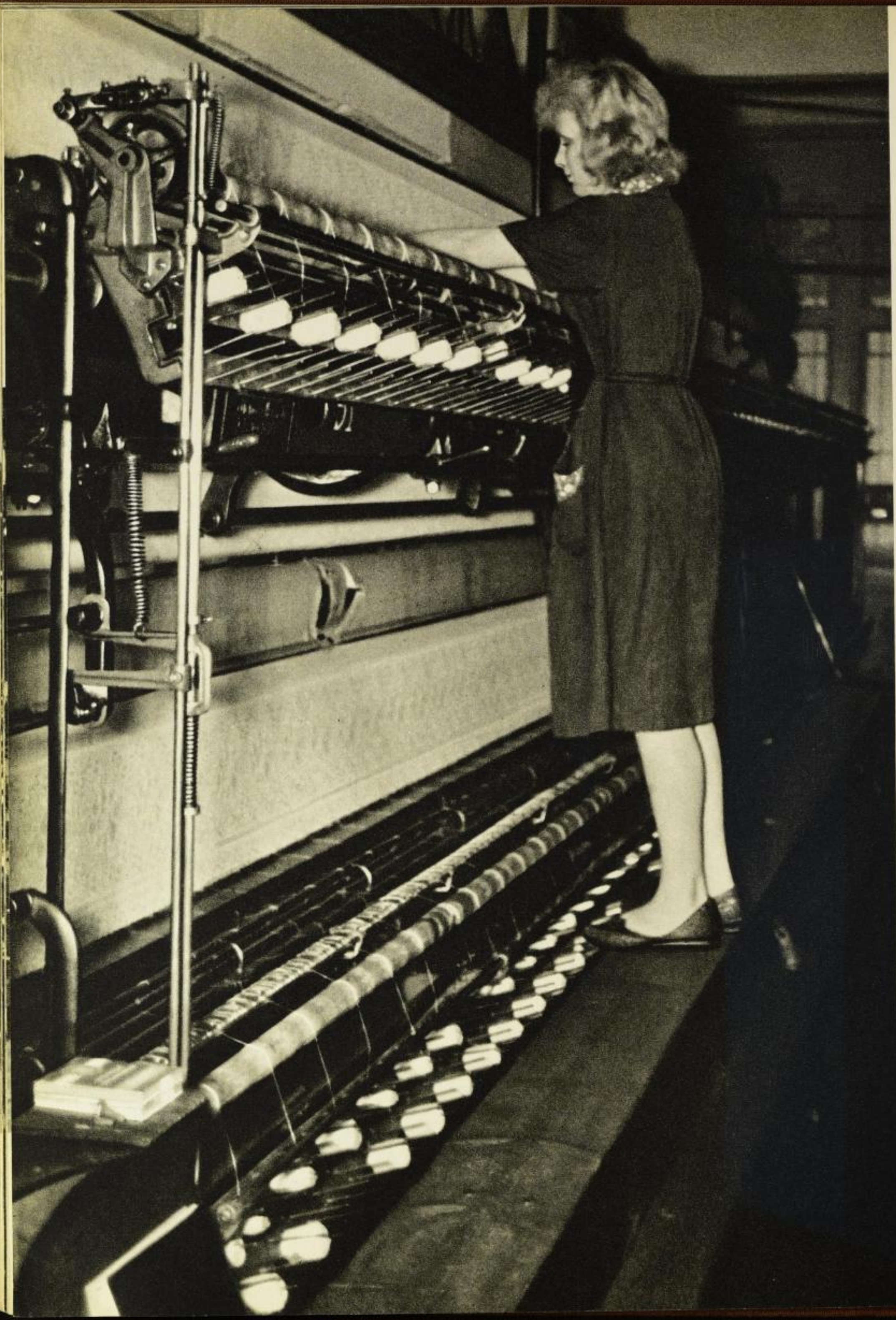
Quick
Bohn
Costa-
of Wonga

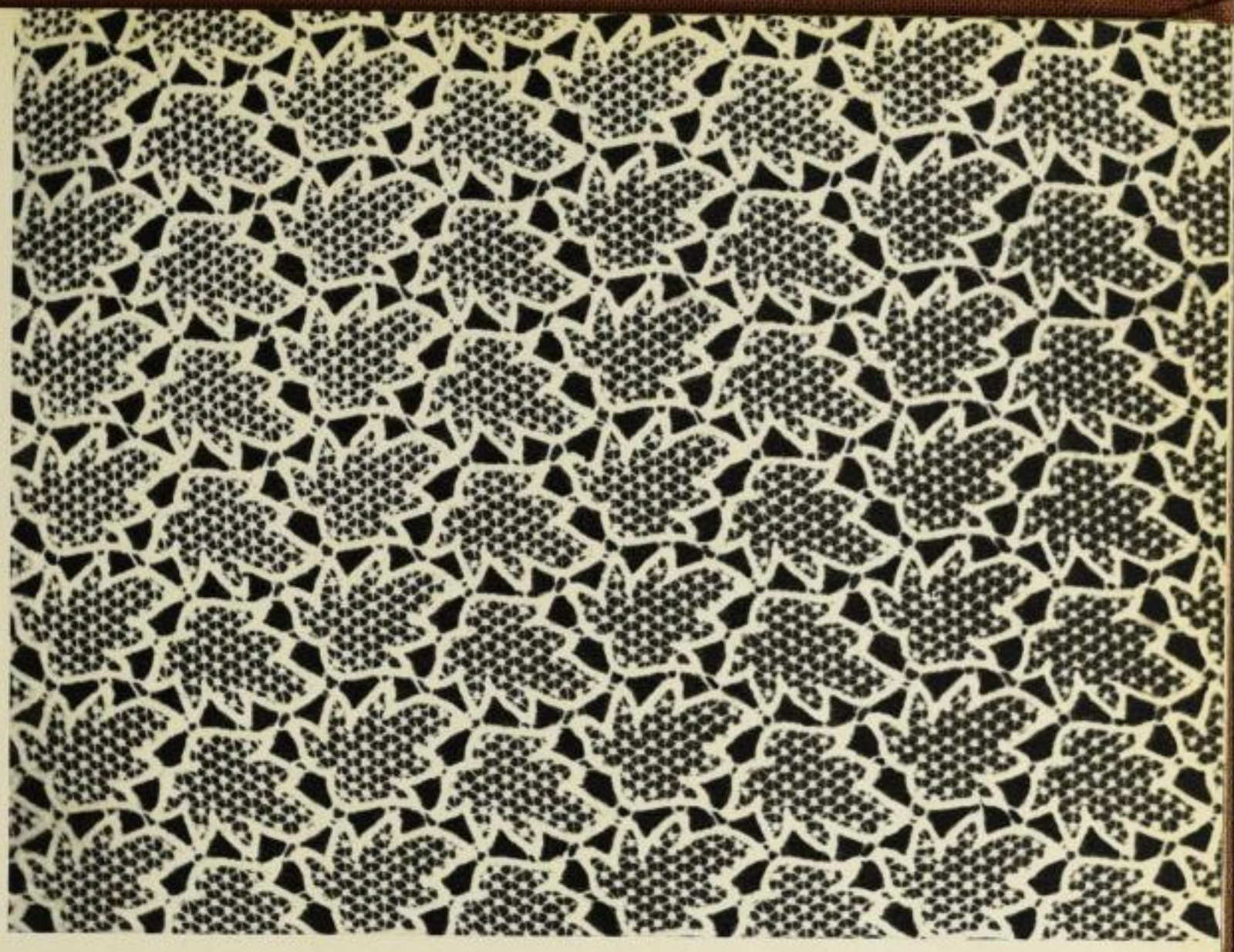
2. ARBEITERFESTSPIELE

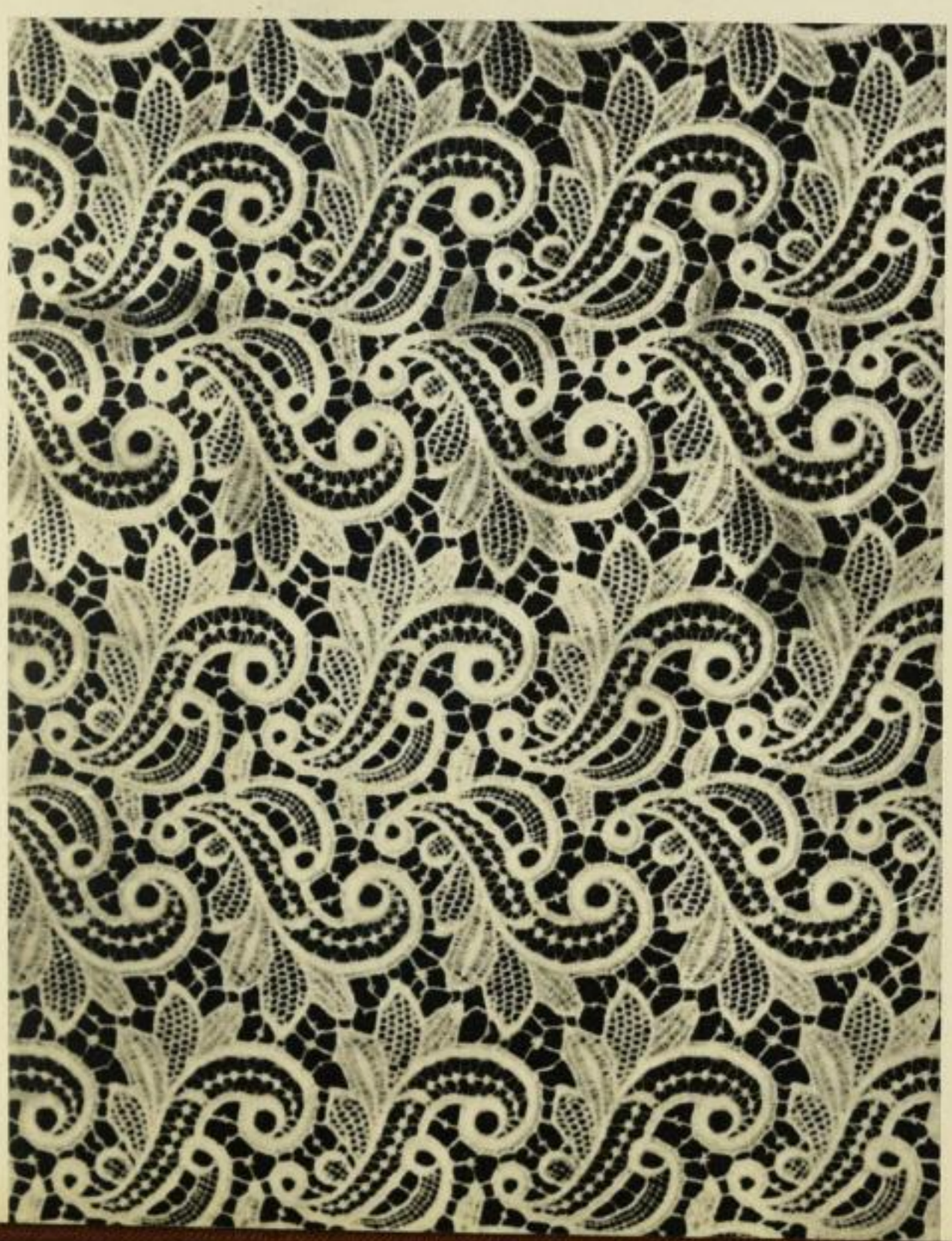
Die Druckmaschinen der PLAMAG und die Werkzeugmaschinen der WEMA gehen in alle Welt



PV



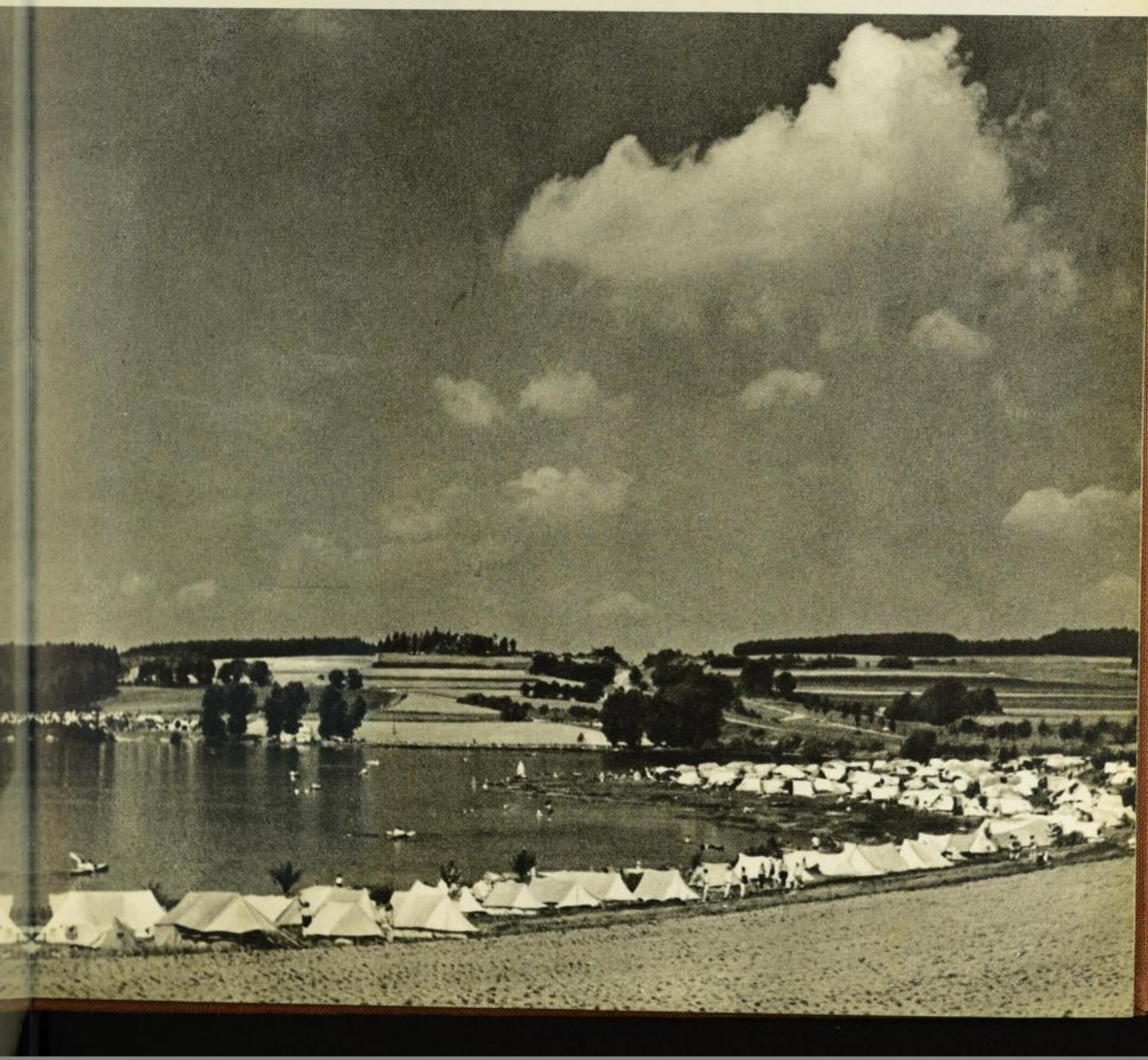




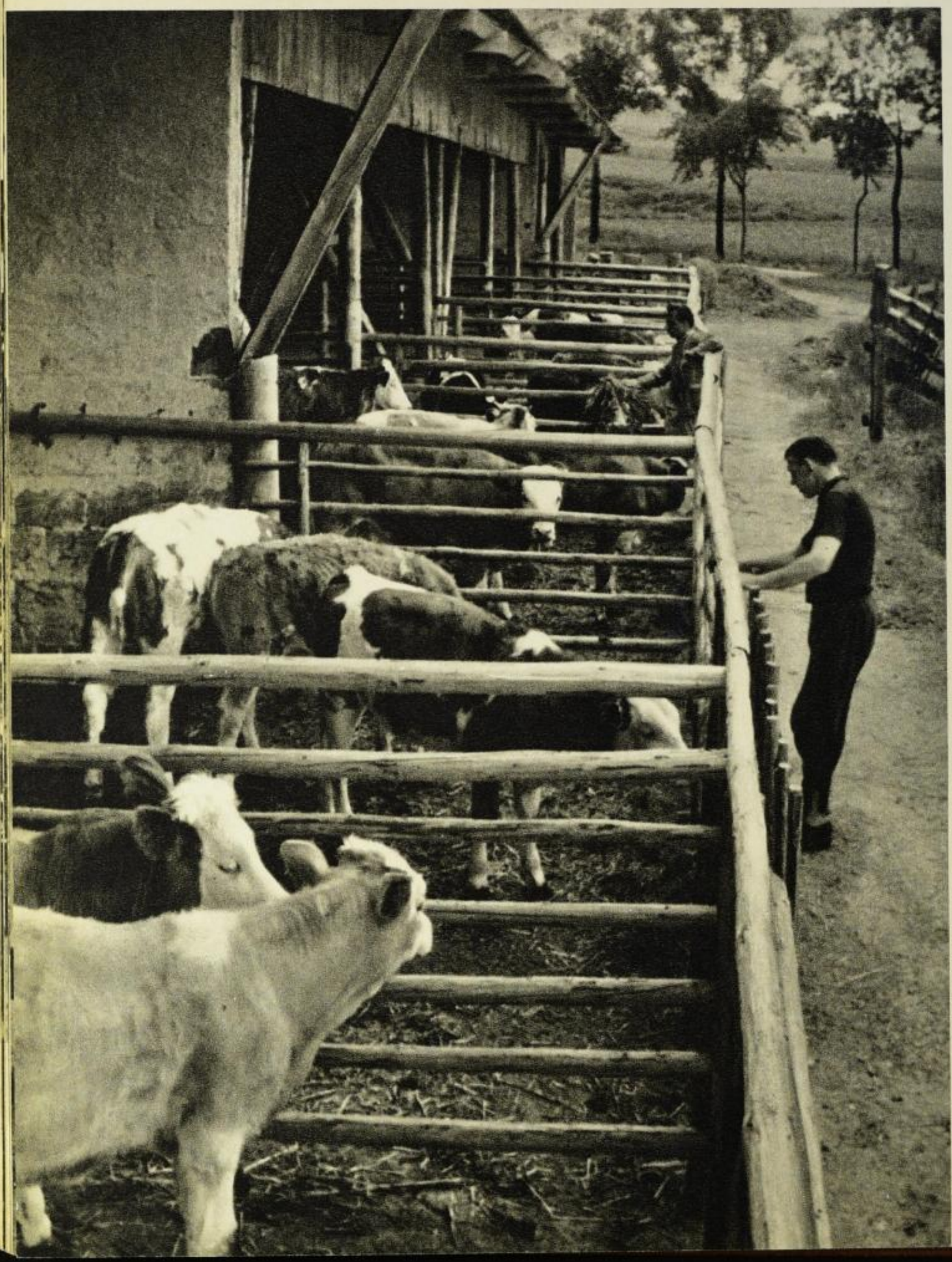
Ein Name, ein Begriff: Plauener Spitze

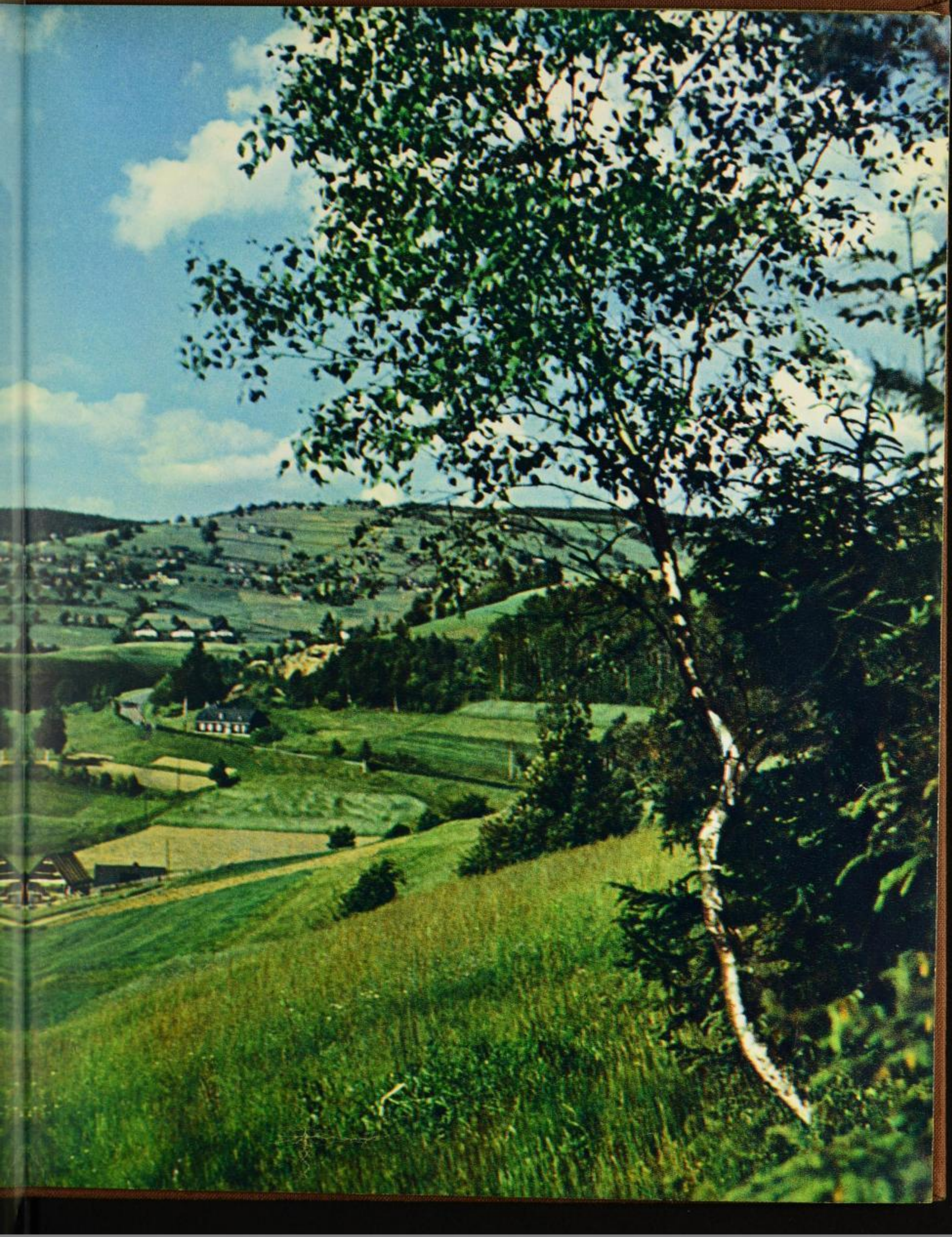
Das ehemalige Rittergut in Kürbitz
gehört heute den Genossenschaftsbauern

Die Talsperre Pirk, von Zelten umsäumt



31

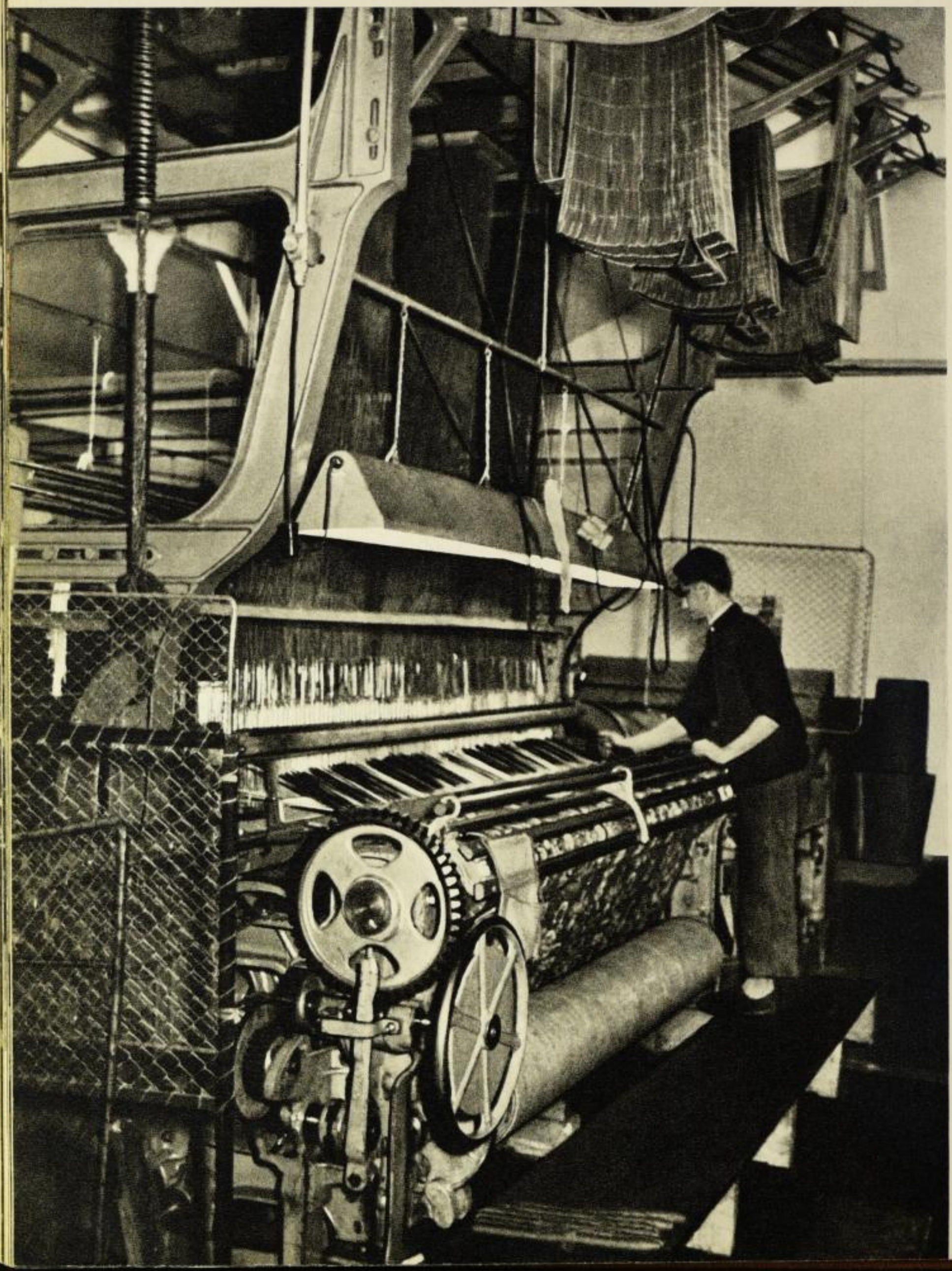


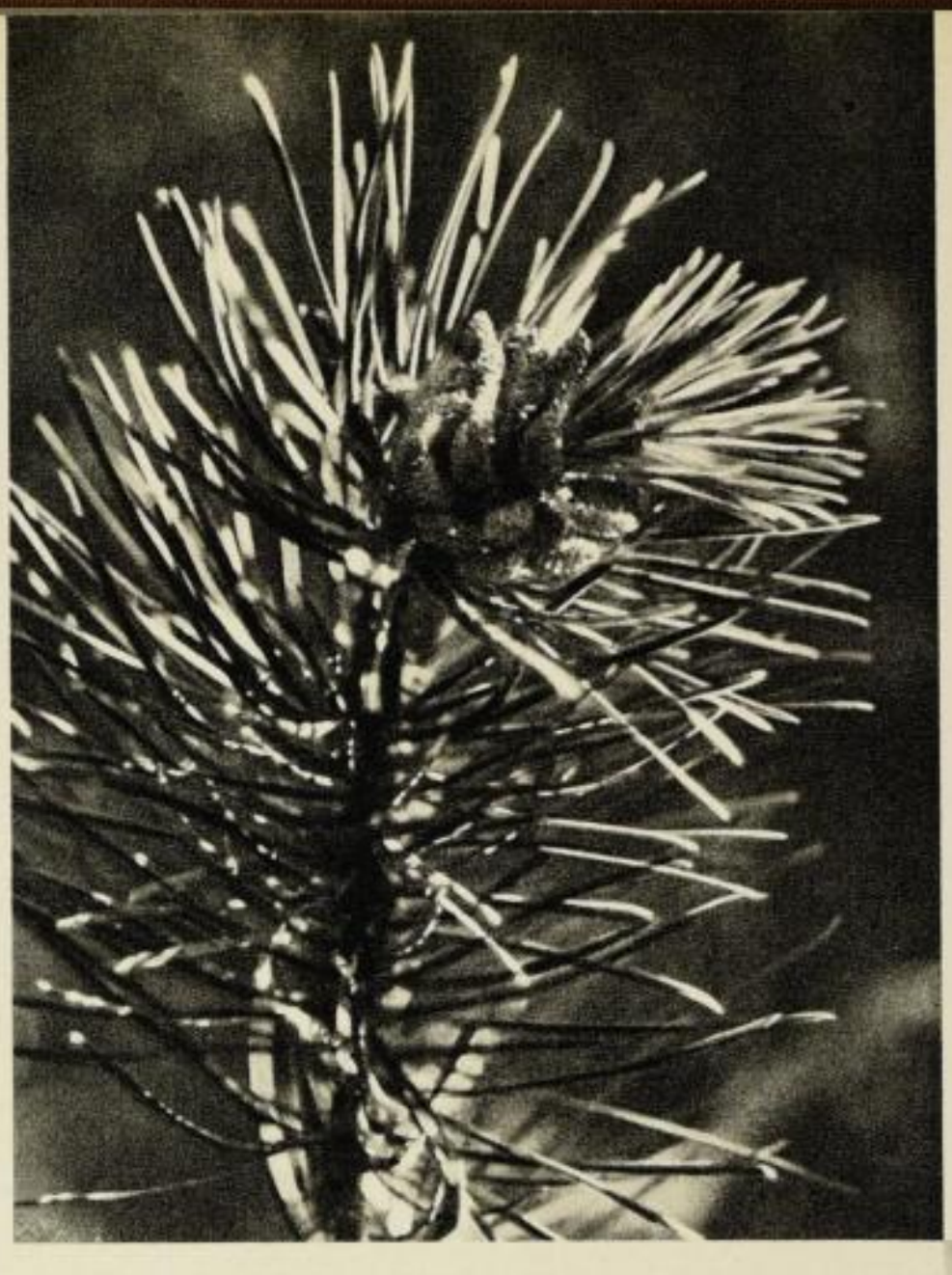


SLUB
Wir führen Wissen.

Markneukirchen

35





39

40

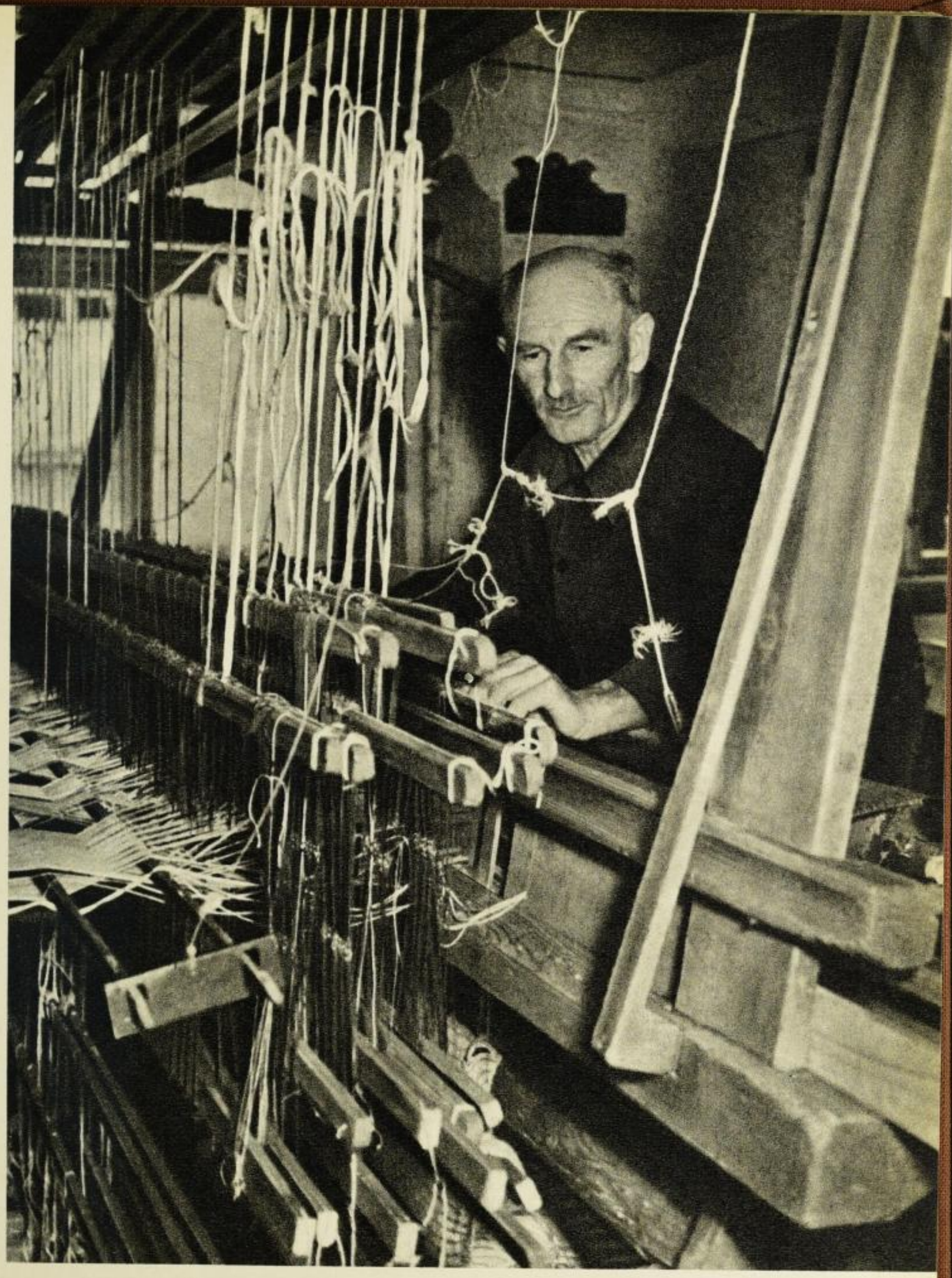
41

Bei frohem Spiel und Tanz

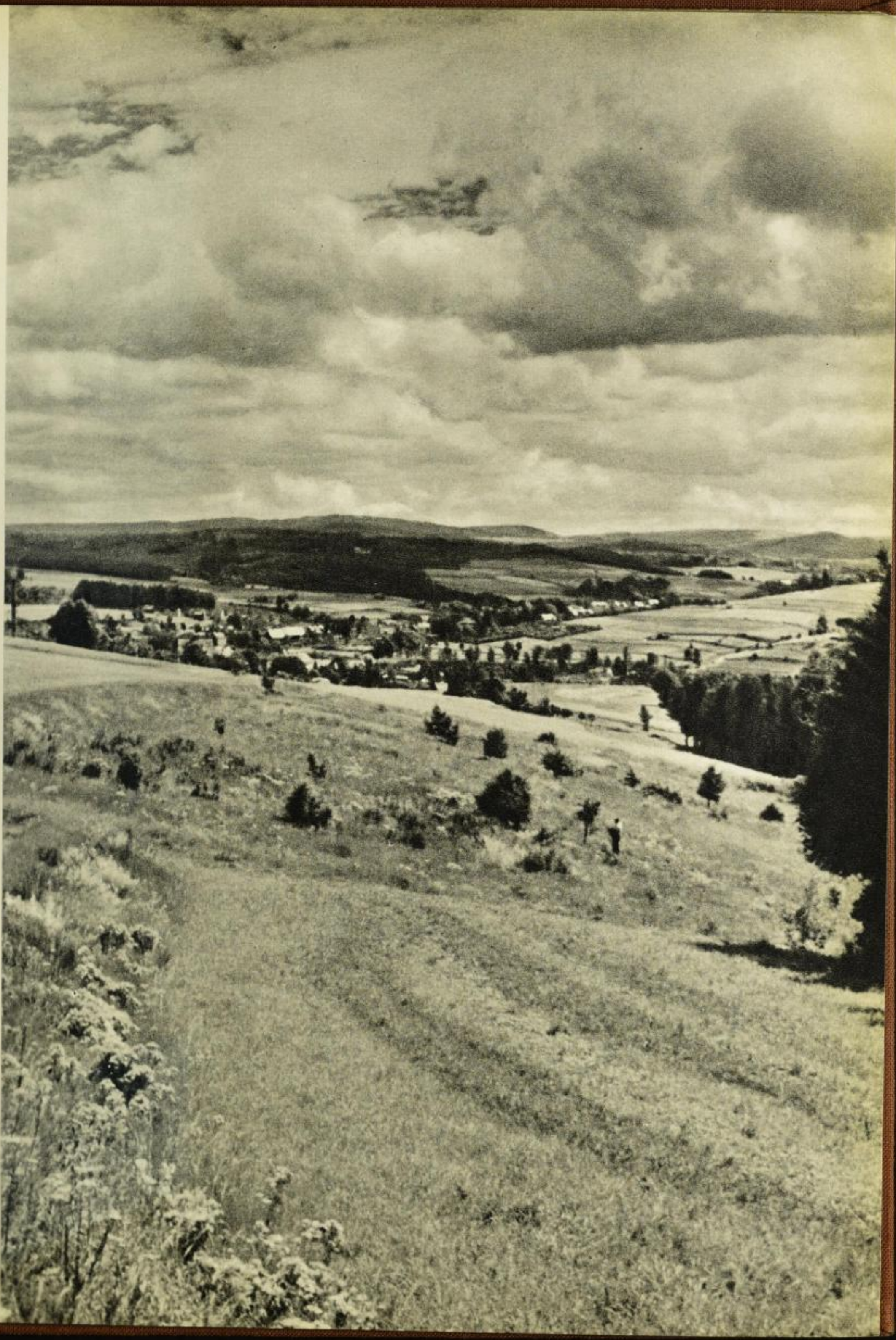
Am Marktplatz in Adorf

Das Freiberger Tor. Im alten Fachwerkhaus ist das Heimatmuseum untergebracht

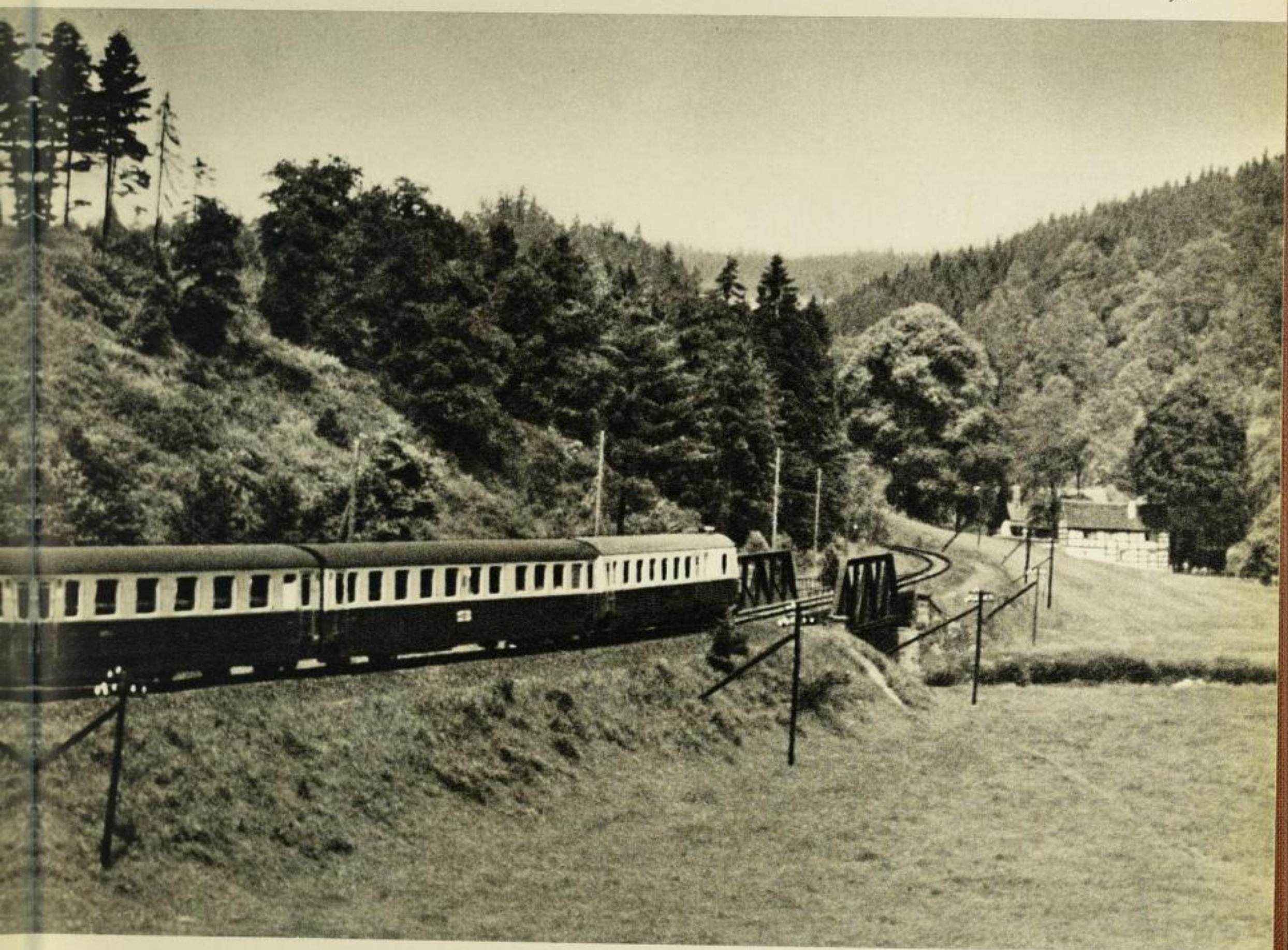
Handwebstühle werden bald nur noch im Museum zu sehen sein



47

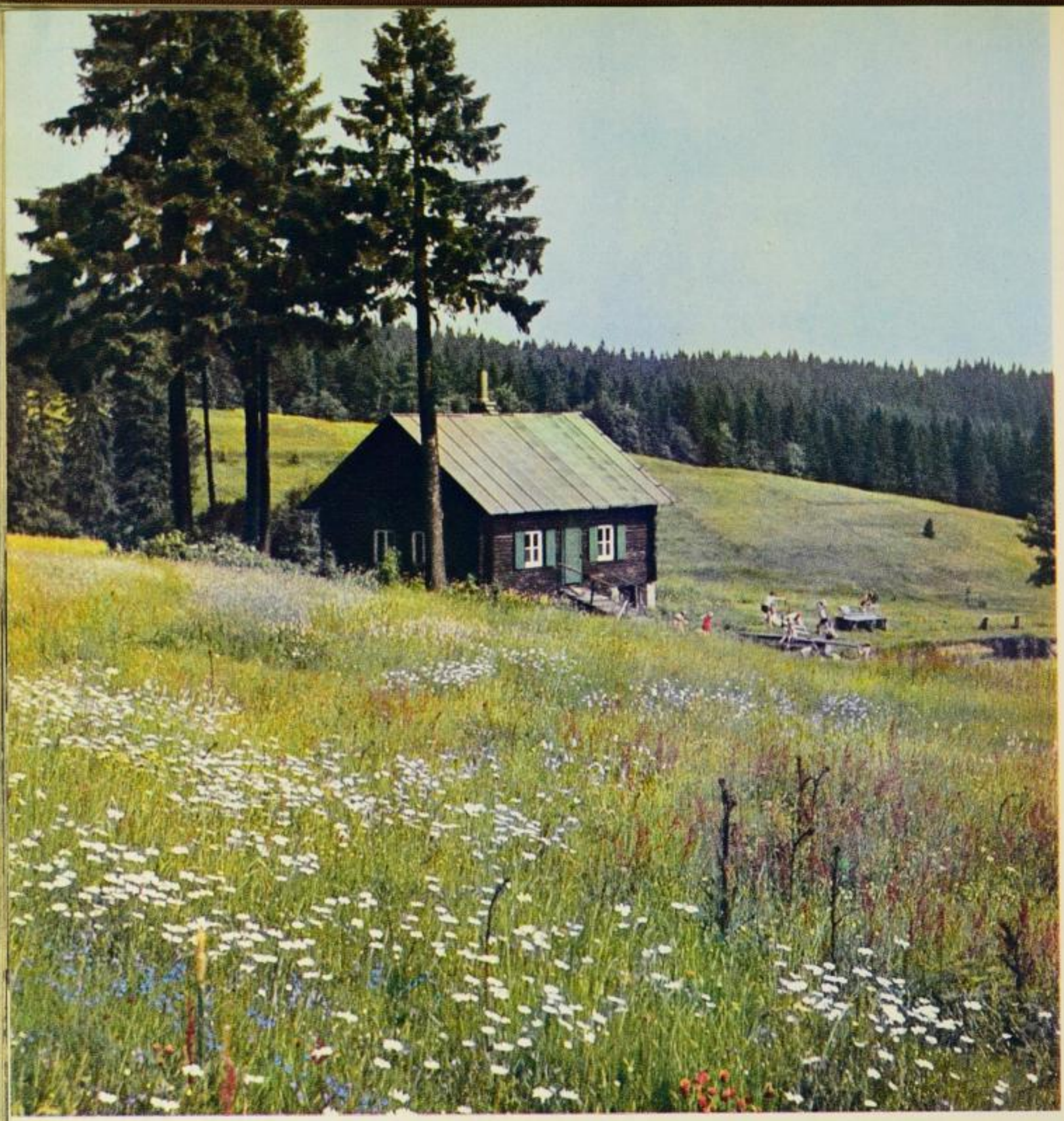


In schneller Fahrt durchquert der „Karlex" die vogtländische Landschaft

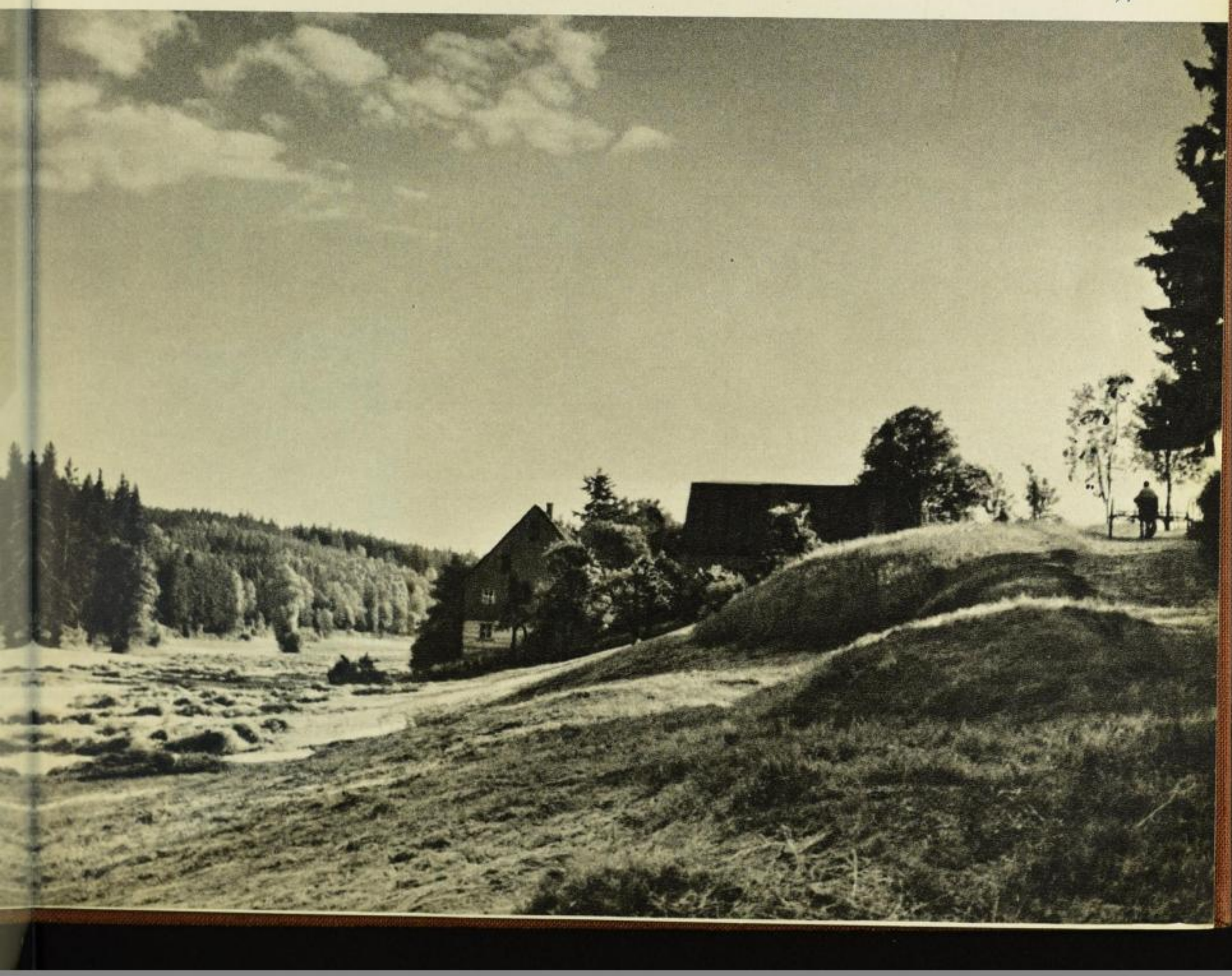


Sächs. Landes-Bibl.

Abendstimmung



Die „Pelzmühle" im Tetterweinbachtal



Früher war Bad Elster ein Weberdorf

Ein Spätsommertag

Im Volkshelbad Bad Elster

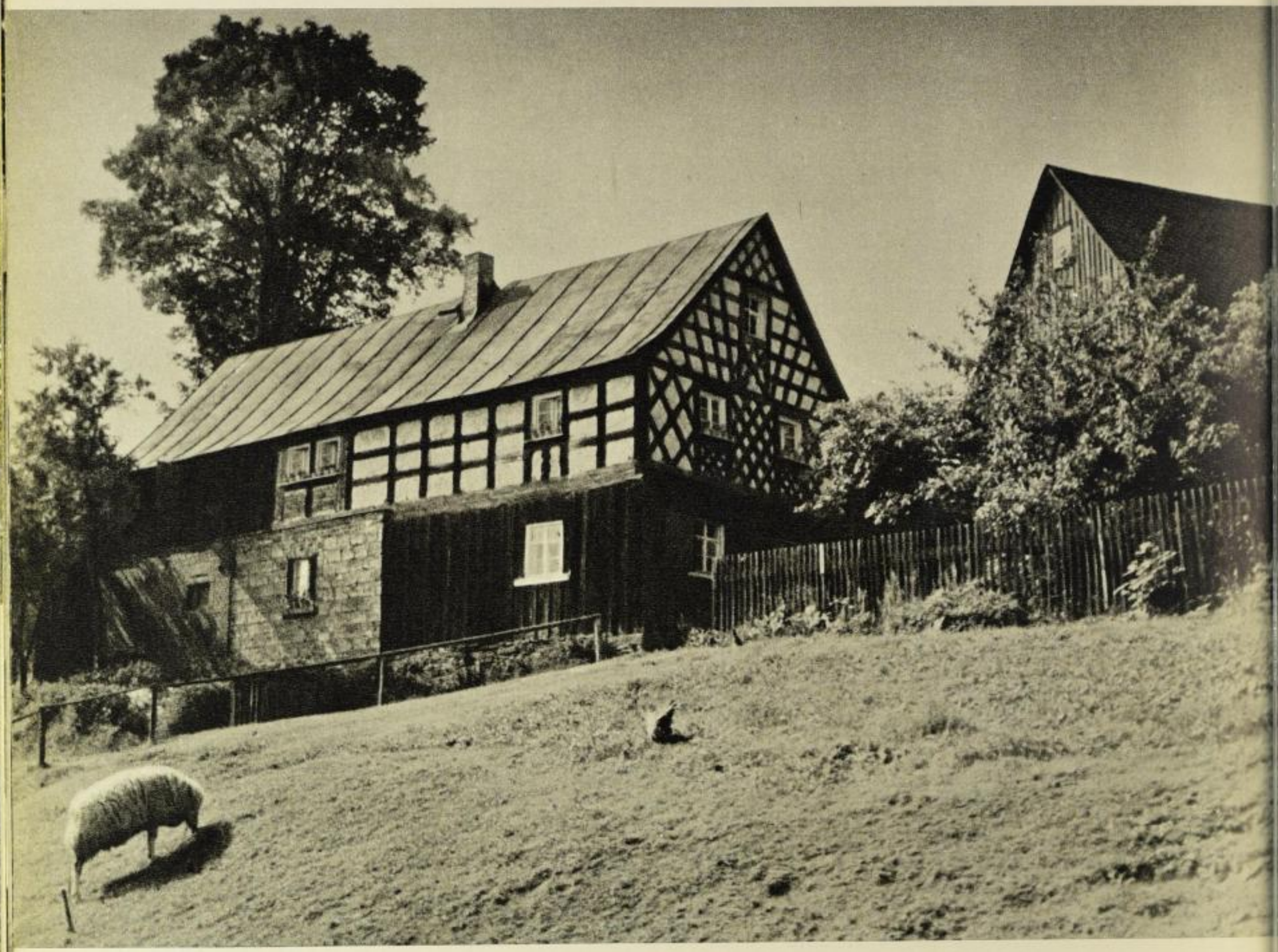
SLUB
Wir führen Wissen.

Allgemeine
Quelle

ARIENQUE

Durch die grünen Wälder führen Wanderwege nach Raun und Sohl

Umgebindehäuser im Egerländer Stil



61

Schönberg am Kapellenberg

Der Kurhof und die Festhalle des Volksheilbades Radiumbad Brambach

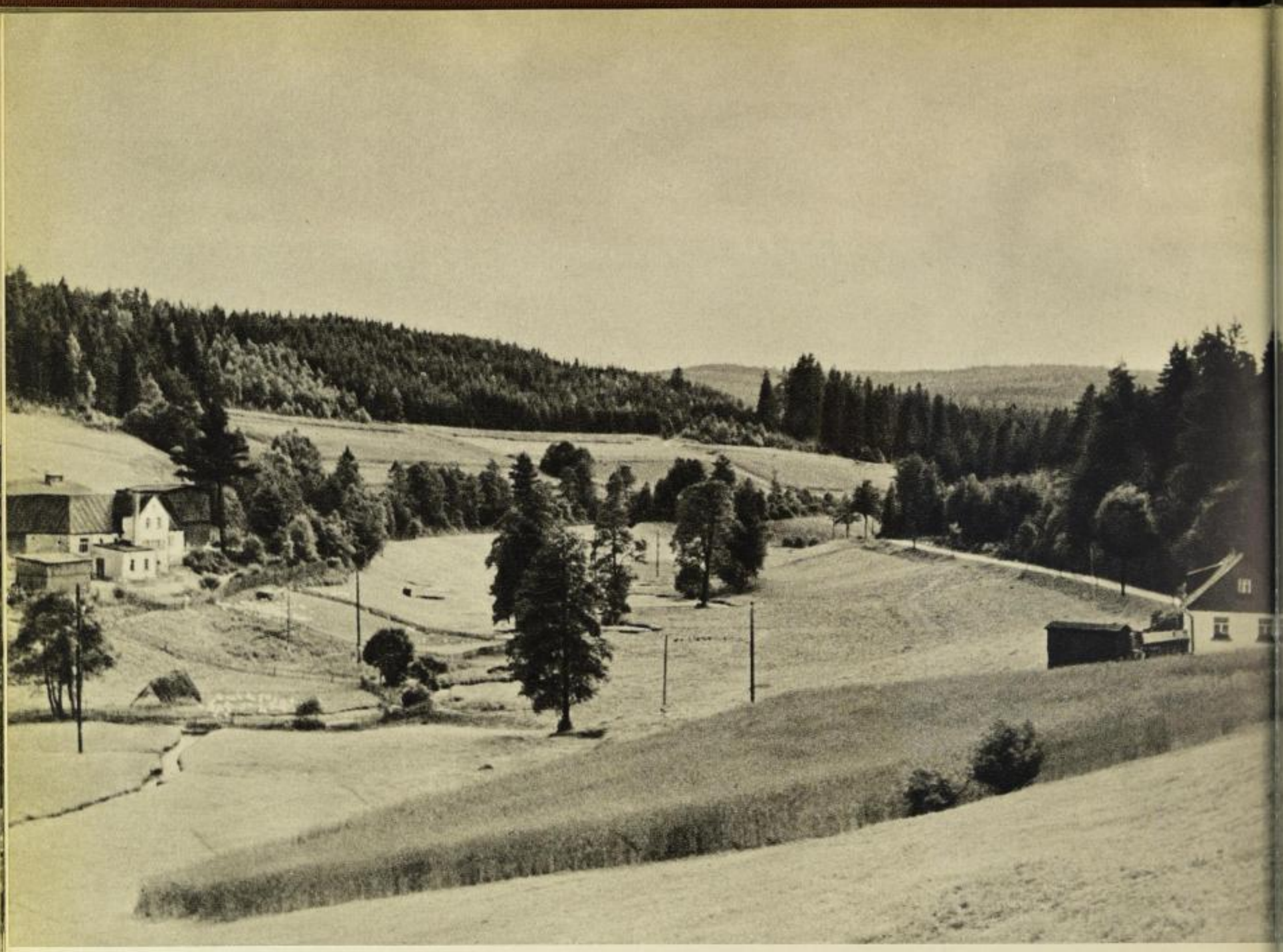
Vom Kapellenberg reicht der Blick weit ins Freundesland

Im Abendlicht

Im Landesgemeindetal bei Erlbach

Das Kinderheim Tannenmühle im Landesgemeindetal

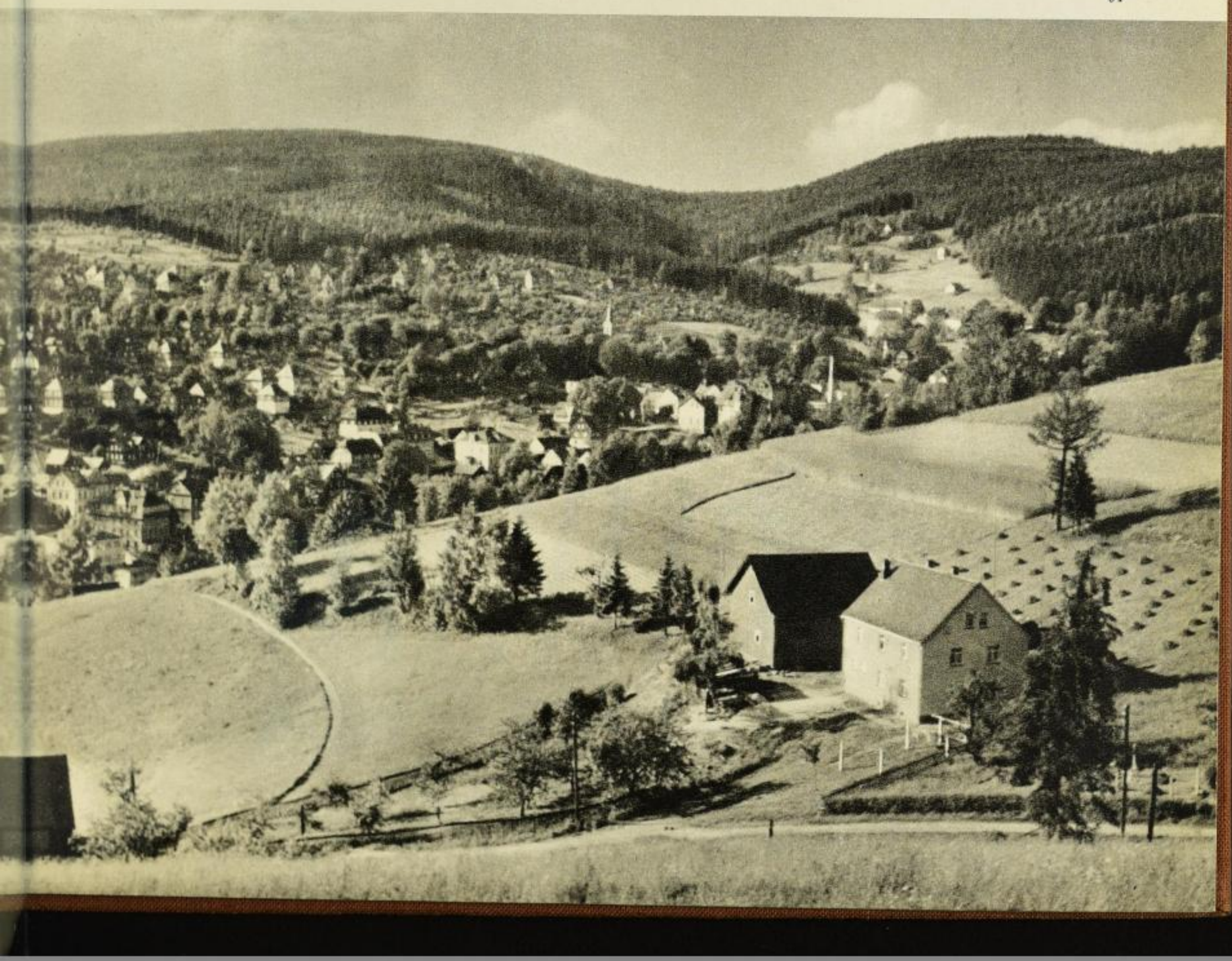
Vor dem Gewitter



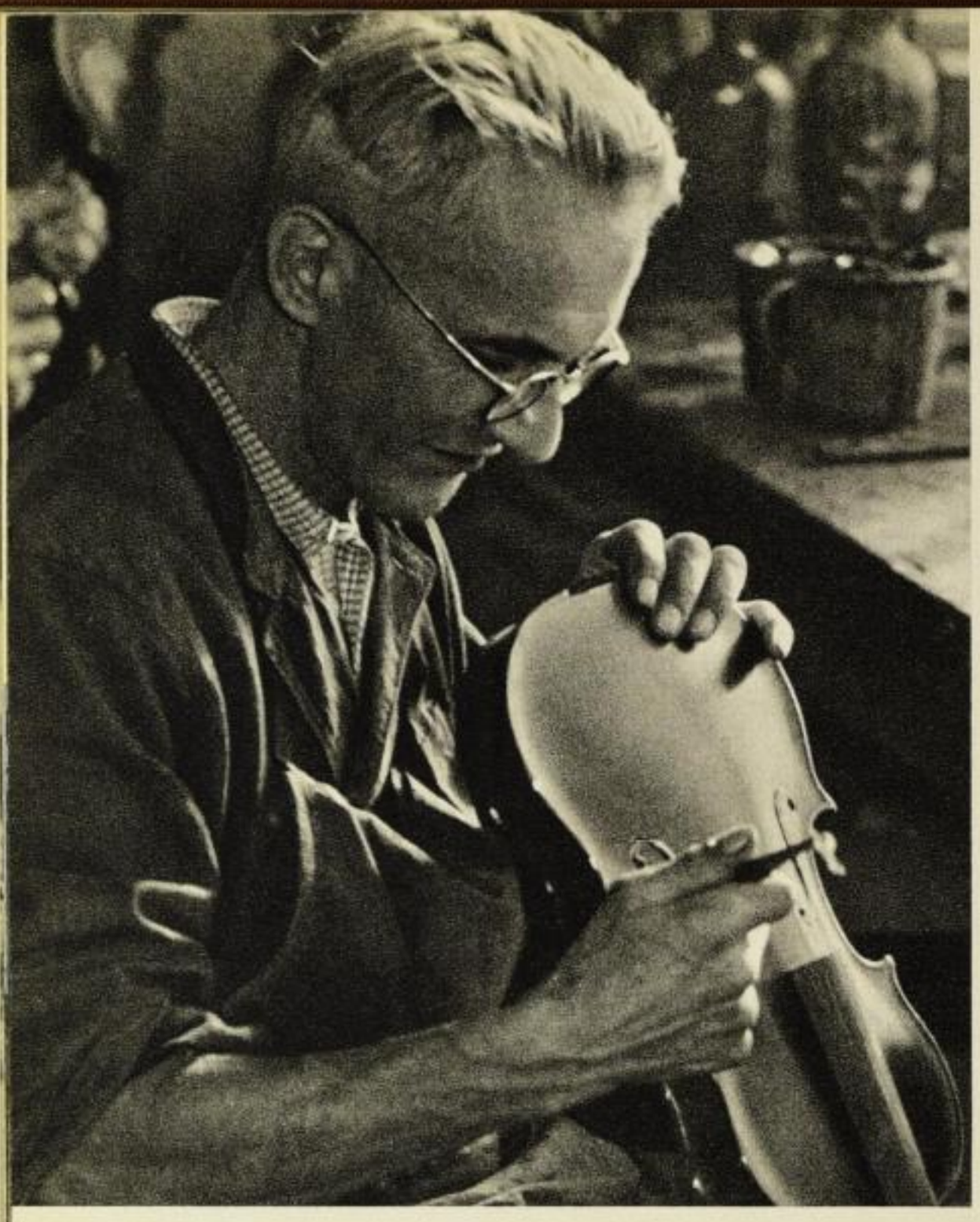
Das Haarbachtal steht dem Landesgemeindetal
an Anmut und Schönheit nicht nach

Obst u. Gemüse

Klingenthal. Die Rundkirche



Harmonikabauer und Harmonikaspieler



Streich- und Zupfinstrumentenbau

Am Aschberghang.

Im Sporthotel.

Jugendherberge „Klement Gottwald"

Die neue Aschbergschanze
Einer unserer besten Skispringer, Harry Glaß,
kommt aus dem Vogtland

51

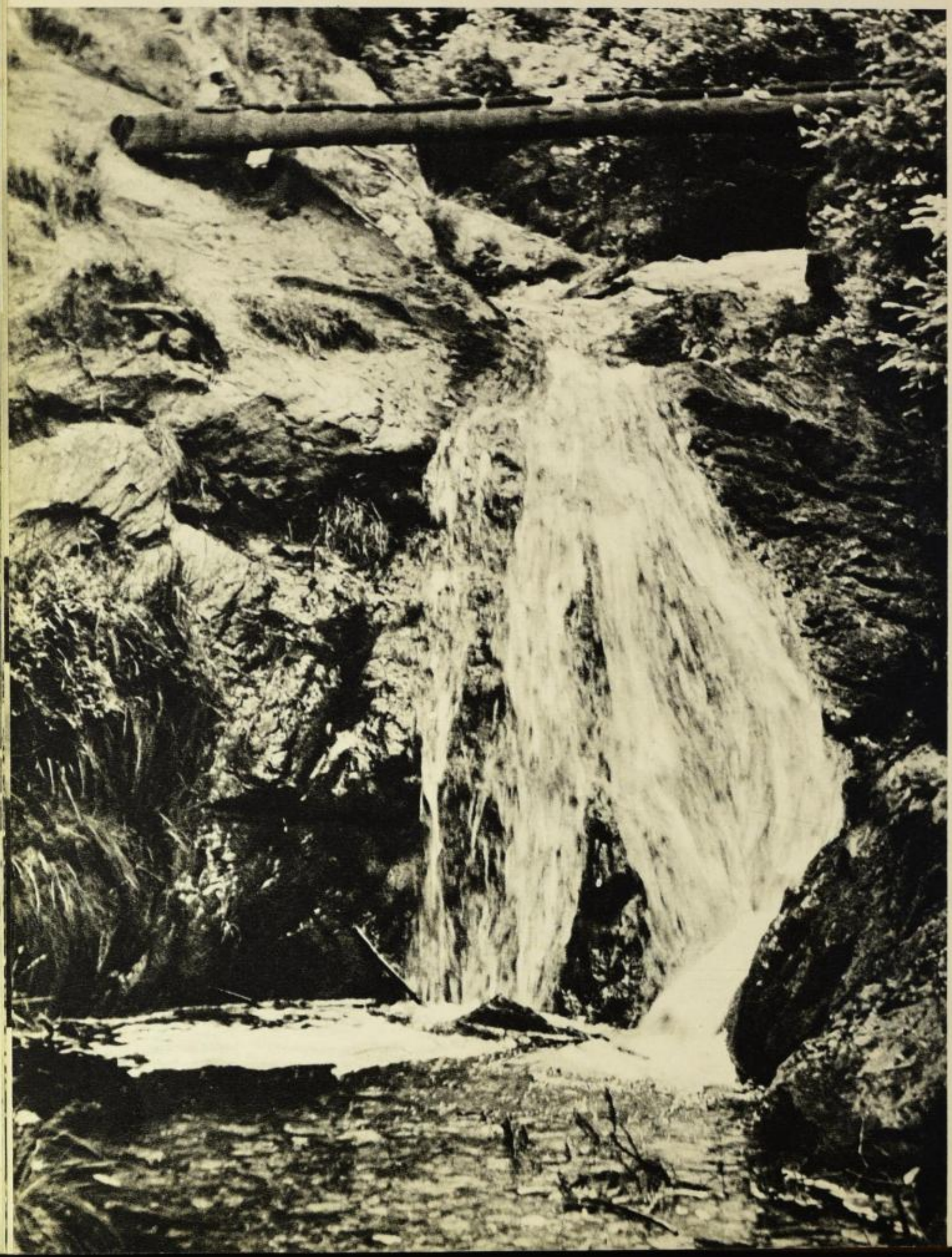
52

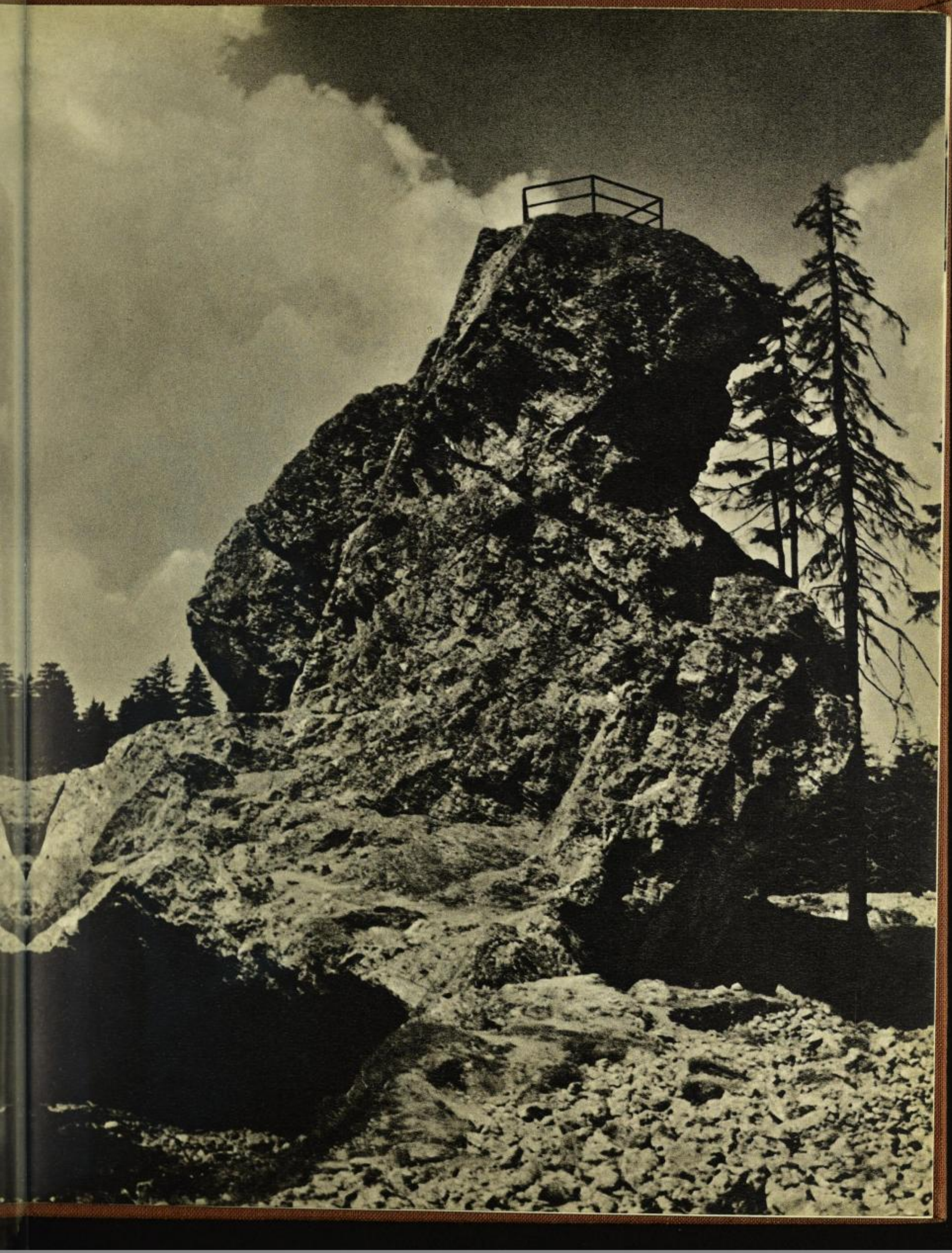
Waldteich bei Kottenheide

160

161

Über die Rißfälle ergießen sich die Wasser des Floßgrabens in die Göltzsch.
Der Topasfels des Schneckensteins

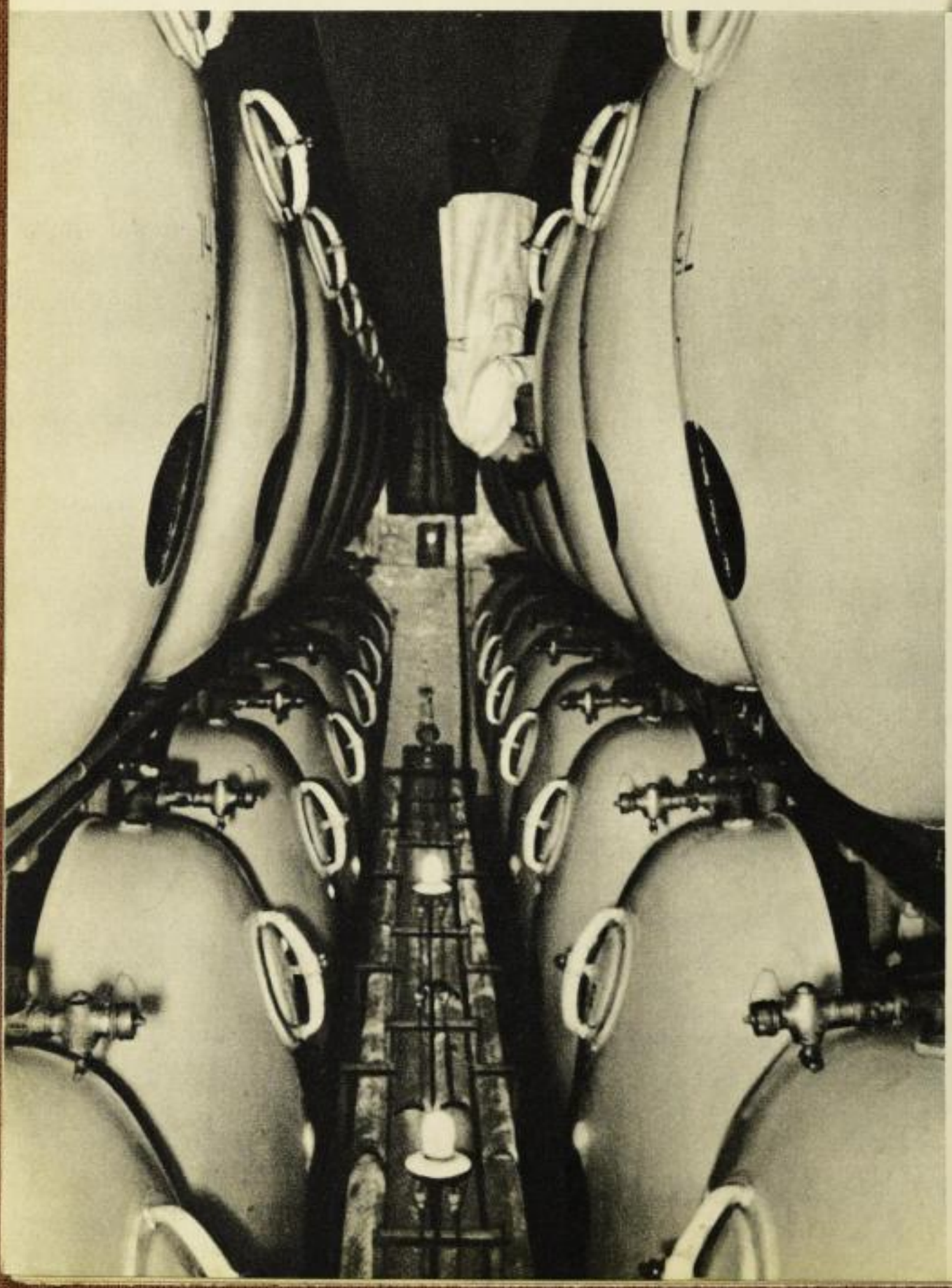




SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

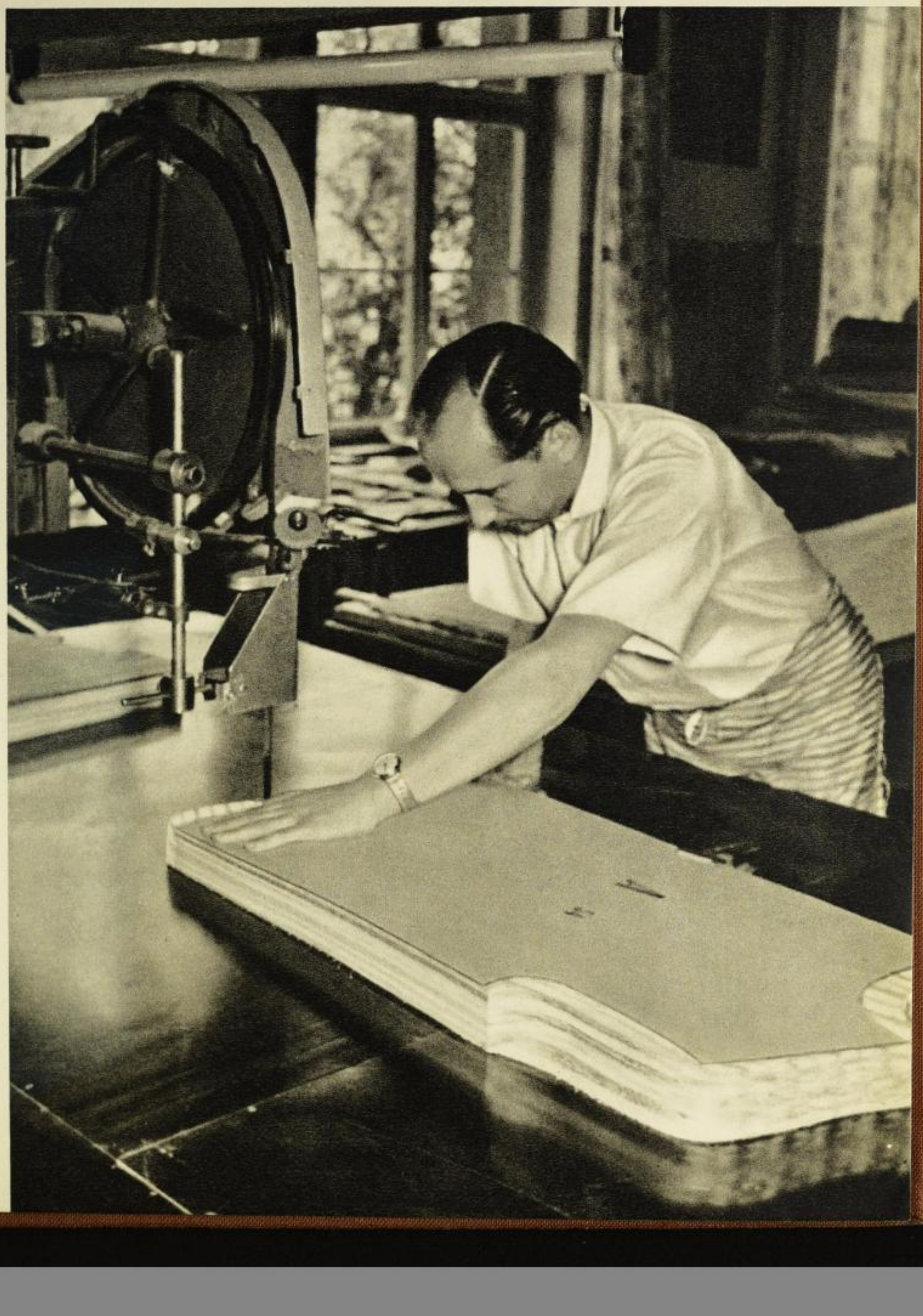
108



107

Zuschneider

Auch die Näherinnen in der Konfektionsindustrie
kämpfen um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit"



Bei den Vorbereitungen zur Sputnikbeobachtung

Besuch in der Schulsternwarte Rodewisch

113

Blick von Landwüst zum Kapellenberg

SLUB
Wir führen Wissen.

Vogtlandwanderung

116

SACHSENVERLAG DRESDEN 1961

Lizenznummer 429-345/9/61 · Alle Rechte vorbehalten

Printed in the German Democratic Republic · Archivnummer 4020

Verantwortlicher Lektor: Ulrich Poble

Schutzumschlag- und Einbandentwurf: Helmut Heyne

Typografische Gestaltung: Wolfgang Keller

Ergänzungsfotos von Kurt Jobst, Klingenthal (32, 33, 77, 78, 93); Deutsche Fotothek Dresden (95, 96); Zentrale Bildstelle Berlin (92)

Tiefdruck: Druckhaus Einheit Leipzig, III 18 211

Satz, Buchdruck und Buchbinderarbeit:

LVZ-Druckerei „Hermann Duncker", Leipzig, III 18 138

SLUB
Wir führen Wissen.

15. Sep. 1976
- 4. Sep. 1979

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

04. Dez. 1993
12. April 1995

III/9/280 JG 162/6/85

SLUB
Wir führen Wissen.

Hinweise

Signatur	Stok
35. 8° 9423	

RS	Bub	AK
	Titelaufn.	AKB

FK

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihe-vermerk

III/9/280 Id-G 54/60

35. 8° 9423

SLUB DRESDEN
3 2375990